

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-261957](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-261957)



## Glück zum neuen Jahre!

Glück und Segen  
auf allen Wegen!  
Wahr' frohen Muth  
und ruhiges Blut  
und frommen Fleiß!

Der Hausfreund weiß:  
Das hilft in Sorg' und Noth und Plag,  
Weßhalb er so dich grüßen mag.

„Soweit die deutsche Zunge klingt“ wird kein echter Deutscher vom Jahre 1888 scheiden, ohne des großen Heldenkaisers dankbar zu gedenken, dessen friedlich sanfter Tod diese Zahl für alle Zukunft zu einem Mark- und Grenzstein der deutschen Geschichte gemacht hat. Denn so lange es eine solche Geschichte geben wird, wird sich auch die Darstellung dieses Jahrhunderts und der Bericht von Deutschlands größten Siegen an den Namen des am 9. März selig entschlafenen Kaisers Wilhelm I. knüpfen.

In den Tagen der tiefsten Erniedrigung unseres Vaterlandes hat er, fast noch ein Knabe, den Degen wider Frankreich umgeschwungen und ihn bis an sein seliges Ende mit ebenso seltenem Ruhm als seltenen Ehren getragen und das zerrissene Deutschland, das er vorgefunden, uns als ein starkes und geeinigtes Kaiserreich zum heiligen Erbtheil hinterlassen.

Darum wird auch Kaiser Wilhelms ehrwürdiges Bild, umgeben von den Helbengestalten des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke, noch viele Jahrzehnte hindurch nicht nur die Prunksäle der Reichen, sondern auch die Stube des Bürgers, die Kammer des kleinen Mannes wie ein ehrwürdig Heiligenbild zieren. Und was noch mehr ist: es wird auch lebendig in ihrem Herzen stehen.

Und nicht minder herzlich wird man seines Sohnes Fritz gedenken, der schon lange bevor er den Thron seiner Väter bestieg, die Hoffnung

unseres Volkes und als tapferer Soldat der Liebling seiner „Kameraden“ gewesen war. Und auch unser theurer Großherzog Friedrich wird sammt seiner edlen, tugendreichen und pflichtgetreuen Lebensgefährtin, der liebevollen Kaiserstochter, neben Kaiser Wilhelm im Ruhmestempel der deutschen Geschichte stehen, um seines echten deutschen Sinnes, seiner opferfreudigen Hingabe an das große Vaterland, um seiner hohen Regentenweisheit und seines reinen, edlen Charakters willen. Wie sein gepriesener Ahne, Karl Friedrich, den Eingang der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts herrlich ziert, wird unser Friedrich dem Ahne ebenbürtig als heller Stern an dessen Ausgang glänzen. Dem Kaiser Wilhelm war's von Gott gewährt, die kühnsten Hoffnungsträume unserer Väter zu erfüllen und uns ein mächtiges, einiges Deutsches Reich zu schaffen und geordnet und gefestigt als Erbtheil zu hinterlassen. Aber daraus erwächst für uns die heilige und schwere Aufgabe, dieses Erbe treu und tapfer zu behüten und zu erhalten. Denn was groß und machtvoll ist in dieser Welt, erweckt den Neid der Menschen. Das zeigt uns täglich unser alter Erbfeind hinter den Vogesen, aber auch aus dem ungeheueren Russenreiche sehen wir vieler Augen voll Haß und Widerwillen auf das glückliche Deutschland gerichtet. Allerdings hat Oesterreich seinen Groll wider die „Preußen“ seit 1866 bald und reblich überwunden und Italien seinen alten Groll gegen die „Te-deski“ längst schon aufgegeben, um sich mit uns zur Abwehr aller fremden Kriegsbegierde zu verbinden. Ja selbst das stolze England sieht in Deutschlands Freundschaft heute eine bessere Bürgschaft seines eigenen Wohlergehens, als in einer Allianz mit Frankreich oder einer einsamen Politik der freien Hand. Aber all diese Freundschaft gilt doch nur dem Mächtigen, dem Starken und dem Kriegsgewaltigen! Der Starke findet leicht viele Freunde, — aber sobald er schwach wird, schwinden auch sie dahin. Nur ein starkes und kriegsgerüstetes Deutschland kann dauernd seine heutige Stellung unter den Völkern behaupten und nur durch Einigkeit sind wir stark. Deshalb ist das Wort, das im Anfang unseres Jahrhunderts unser edler großer Schiller in seinem Tell dem sterbenden Attinghaufen als dessen letztes Vermächtnis an sein Volk in den Mund legt, schon von



unserem Dichter auch an uns gerichtet und seiner mühsen wir am Sarge Kaiser Wilhelms neu gedenken:

„Drum haltet fest zusammen — fest und ewig —  
Seid einig — einig — einig!“

Diese Mahnung zur inneren Eintracht muß man aber unserem deutschen Volke um so unermüdlicher vorhalten, als es nicht nur wie alle Nationen durch politische, sondern auch durch religiös-kirchliche Gegensätze bewegt und beunruhigt und so in seiner festen Einigkeit doppelt bedroht wird. Gewiß war es die klare Einsicht in diese drohende Gefahr, welche den edlen Kaiser Friedrich tief bewegte, als er in rauhen Frühlings-Winterstürmen aus dem fernen Süden über die beschneiten Alpen nach der nordischen Hauptstadt eilte, um in seinem lieben deutschen Volk und Vaterland in todesmuthiger Pflächterfüllung seine hohe Stellung einzunehmen. Und sie veranlaßte ihn damals in seiner ersten Kaiserlichen Willensäußerung am 12. März vor allem Volk dem großen Kanzler das denkwürdige Wort zu schreiben:

„Ich will, daß der seit Jahrhunderten in meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner allen meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnis sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein jeglicher unter ihnen steht meinem Herzen gleich nahe — haben doch alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Umgebung bewährt.“

Allerdings steht unser Deutsches Reich heute so gefestigt und geeinigt in der Welt, wie nie zuvor. Denn noch niemals waren so viele deutsche Stammgenossen in einem so fest und einheitlich geordneten Reiche vereint wie in unseren Zeiten. Von den 53 Millionen deutscher Stammverwandten gehören heute nur noch 18 Millionen national-gemischten europäischen Reichen an, wie Osterreich, Schweiz, Holland, Belgien, Rußland u. s. w. 42 Millionen aber sind unter dem einen mächtigen Kaisercepter vereint. Wenn unser Deutsches Reich dann auch noch 2½ Million Polen, eine halbe Million Franzosen (in Elsaß und Lothringen) hundertundvierzig Tausend Dänen und einige Zehntausend weitere Nichtdeutschen umschließt, so können diese, obwohl die Polen im Osten, die Franzosen im Westen sich meist als erbitterte Feinde des Deutschen Reiches und deutschen Wesens erzeugen, doch nicht wohl als eine ernste Gefahr für dessen Bestand betrachtet werden.

Diese 45 Millionen Bewohner des deutschen Reiches zerfallen aber auch in 28 Millionen Protestanten, 16 Millionen Katholiken, ½ Million Juden und etwa noch 100 000 Seelen anderer Bekenntnisse. — In dem Grade, als religiöse

Gegensätze unter diesen genährt werden, wird die politische Einheit und Stärke unseres Volkes zu leiden haben. — Suchen wir deshalb, gehören wir einer Confession an, welcher wir wollen, in Frieden mit einander zu leben. — Jeder hat das Recht, etwas auf seinen Glauben und seine Kirche zu halten, und Niemand darf ihn deshalb tadeln; und wie man die Religion Andersgläubiger achten soll, so soll man auch die persönliche Ueberzeugung des Nächsten in Ehren halten.

Ja, lieber Leser: Friedenswünsche sind der beste Neujahrsgruß und doch muß der Mensch, wie der alte Dulder Hiob gesagt hat, immer im Streit sein auf Erden. So wird auch im neuen Jahr an unser Ohr und Herz bald der Heerruf der politischen Parteien, bald der Streit des Glaubens und der Kirchen dringen. Da laßt uns lernen, friedfertig streiten, mit Besonnenheit unsere Pflicht thun und in jedem Kampfe unser eigenes Recht und unsere Geistes- und Glaubensfreiheit mit Festigkeit und Duldsamkeit, mit Eifer und Nachsicht, mit Thatkraft und Gerechtigkeit behüten und vertheidigen; dabei aber auch das Wort der hl. Schrift im Herzen tragen: „So viel an euch ist, habt mit allen Menschen Frieden!“

Ein solcher Geist wird unser Vaterland stark und mächtig erhalten und durch ihn werden wir unseren Kindern und Enkeln Deutschlands Ruhm und Stärke unverfehrt bewahren. Dazu behüte und beschirme der allmächtige Gott das liebe deutsche Vaterland vom Kaiserhause an bis zu der letzten Hütte und gebe uns Muth und Freudigkeit, überall unsere Pflicht zu thun und uns unseres deutschen Landes und Volkes allzeit herzlich zu erfreuen.

#### Ein unfreiwilliges Brandopfer.

Krispin, der Zimmermeister, war ein findiger Kopf. Nicht nur schrieb er eine kräftige und deutliche Handschrift, er hatte auch ein feines Gefühl für die Bedürfnisse des kleinen Dorfstaates, sofern nämlich sein Vortheil dabei in Frage kam.

So hatte er den Winter über an freien Tagen einen Schäferkarren gezimmert, so nett und zierlich, wie man keinen ähnlichen weit und breit finden konnte, weil er wußte, daß der alte Karren der Gemeinde in sehr gebrechlichem Zustande sich befinde und setzte voraus, daß es nur einer Beschwerte seines Freundes, des Schäfers Veit selbst bedürfe, um den vorausberechneten Karrenwechsel herbeizuführen. Der Schäfer stellte denn auch den Antrag, es möchte ihm eine wetter- und regendichte Hütte für die gebrechliche durch die Gemeinde erstellt werden. Der Dorfrath war aber der Ansicht, so einer Schäfernatur schade die frische Luft nicht, und ein Bischen Regen mehr, könne nur dessen Reinlichkeit fördern.



Dies verdroß den Zimmermeister und ärgerte den Schäfer, welcher letzterer schon förmlich Idyllen in dem neuen Hause geträumt hatte. Krispin ließ aber von seinem Verdruß nichts merken und sagte, so eigentlich sei es ihm ganz recht, daß aus dem Handel nichts geworden sei; bei sich aber sann er auf ein Mittel, den widerhaarigen Gemeinderath durch eine List 'rüberzukriegen.

Endlich hatte er's: Er sprengte aus, auf den Karren ein Patent lösen zu wollen, da er Neuerungen in Ventilation und Lichtzulassung enthalte. — Als aber sein Plan über diesen Anschlag gereift war, trat er eines Abends mit gutgespielter Freude in das Dorfwirthshaus, zeigte einen großen Brief mit Siegeln vor, bemerkend, dieser enthalte die Zusicherung der Patentsertheilung. Für ihn wäre das eine große Freudennachricht, und, gut aufgelegt, wie er heute sei, käme es ihm auf ein oder zwei Fäßchen nicht an — aber — mittrinken könne er nicht, denn, zur völligen Austragung dieser Angelegenheit müsse er noch heute Abend in die Stadt reisen. — Daß der Krispin das Eisen schmieden müsse, so lange es warm sei, leuchtete den Bauern ein.

Die Nachricht von dem Freitranke, war bald im ganzen Dorfe bekannt; das Wirthszimmer füllte sich bei Zeiten mit Gästen, auch der Schäfer stellte sich ein, welchen der Zimmermann extra eingeladen hatte. Die Unterhaltung wurde hier lebhaft und lebhafter, der witzige Schäfer war in Schnurren und Witzern unererschöpflich, und dazwischen ließ man hin und wieder Krispin und seinen Patentkarren leben.

Krispin aber beabsichtigte nicht zu verreisen, sondern hatte einen Schelmenstreich vor; — er wollte, während die Bauern beim Freitranke saßen, der alten Schäferhütte zu einem seligen Ende verhelfen. Dazu hatte er schon unter Tags die nöthigen Vorbereitungen getroffen, einen Bündel Hobelspäne und eine Kanne Petroleum war in dem nahen Wäldchen versteckt. Krispin brach, als es dunkel geworden, auf, um zu dem ziemlich entfernten Bahnhof zu gehen; vor demselben schlug er sich aber rechts in die Büsche

und ging querfeldein dem Feldflur zu, auf welchem der Schäferkasten stand. Die Nacht war stockfinster, Krispin hielt sich aber trotzdem zunächst in dem nahen Wäldchen versteckt. Der Gesang und das Gejohle der zechenden Bauern klang heraus zu ihm, und in Gedanken malte er sich schon die verduhten Gesichter der Bauern aus, wenn dieselben morgen ihr altes Schäfermöbel verkohlt vorfinden würden.

Die zehnte Stunde war herangekommen, und schon drang der Wächterruf zu ihm: „Hört ihr Leute, laßt Euch sagen zc. Und bewahret Feuer und Licht, daß Niemand nichts zu Leid geschieht!“ — Sechsmal mußte der nächtliche Schreihals dieses Dorf verkünden und dann — nahm Krispin als sicher an, werde er zum Freitranke zurückkehren. Einstweilen schlich er aus seinem Versteck hervor, begoß den Kasten am Dache, vornen und hinten tüchtig mit Petroleum, mit dem Rest benetzte er die Hobelspäne, ein Zündholz glühte u. im Nu griff die Flamme weiter. In größter Eile, um dem Schein der nächtlichen Beleuchtung zu enteilen, die ihn in größerer Entfernung kenntlich machen konnte, kehrte er an den Waldsaum zurück. Als er hier sein soeben angestiftetes Werk besah, schrad er in sich zusammen.



Der Schäfer war in Witzern unererschöpflich und dazwischen ließ man Krispin und seinen Patentkarren leben.

Der brennende Kasten sah schauerlich aus, und wie gut erhalten er schien — er war in viel besserem Zustande, als Krispin sich ihn gedacht hatte. — Es währte nicht lange, so krachte die Schäferhütte und fiel glühend in sich zusammen. — So, dich führt Keiner mehr fort — dachte Krispin und trat den Heimweg an, bei sich denkend, gesehen hat mich jedenfalls Niemand.

Noch war er nicht weit gegangen, als er Tritte und Gespräch vernahm; er trat deshalb rasch hinter eine Hecke und erkannte in dem bald Näherkommenden seinen Freund Veit. — Der Schäfer hatte nämlich die Gewohnheit, laut zu denken, und wenn er, wie heute, den Hut auf sieben Schoppen sitzend, dazu noch einen gehörigen „Fahnen“ hatte, dachte er so laut, daß man ihn auf 50 Schritte noch gut verstehen konnte. Und was er jetzt dachte, das lautete: Was kommt mir denn da für ein Brandgeruch entgegen, sollte der Kohlenmichel wohl heute Nacht brennen? — Kommt mir sonderbar



vor“; — und weiter schreitend, unterbrach er sich: „Der Witz ist mir gelungen; wartet nur Bauern, heute Abend habt ihr viel gelacht, morgen sollt ihr aber noch mehr lachen, wenn ihr erfahrt, was für einen guten Witz ich gemacht habe, und der Veit selbst wird hoffentlich zuletzt und am besten lachen. — Es war zwar eine verdammte Arbeit, meinen alten Karren hineinzuziehen in Krispins Schuppen und, ohne gehört zu werden, dessen neuen Kasten heraus zu bugstieren. Freilich seine alte Diesell ist taub und sein Haus ist ja das letzte an der Straße. Die heutige, die erste Nacht, in der ich in der neuen Hütte

ruhe, will ich mich prächtig ausschlafen — ja schlafen bis die Sonne am Himmel steht, ich bekomme noch früh genug die verdugten Gesichter der Bauern zu sehen; — am meisten wird mein Freund Kaspar murren über meinen Witz. „Ha, ha, ha!“ — lachte er — „ein köstlicher Spas, ja nur ein Spas, weiter nichts!“ — fügte er, wie zu seiner Beruhigung, bei, denn die Bauern werden sich nicht höhnen lassen und den alten Karren nicht mehr nehmen, oder —. Das Ende des Satzes blieb Veit in der Kehle stecken, und entsetzt fuhr er zurück, denn vor ihm stand leibhaftig — Krispin der Zimmermeister und schrie wüthend: „Was, du hättest meinen neuen Karren aus dem Schuppen genommen, und deinen faulen, nichtsnutzigen Krampelkasten dafür hineingestellt? Sag, Du lügst“, und mit seinen kräftigen Händen den Schäfer an den Schultern fassend, schien er ihn zur Rücknahme seiner Worte nöthigen zu wollen.

„Na, Freund, bring' mich nur nicht um!“ rief Veit, — „es war ja nur ein Spas: morgen stelle ich Deinen Karren wieder an seinen Platz, oder heute noch, wenn Du willst!“

„Nichts wirst Du hineinstellen,“ schrie Kaspar, und sich selbst vergessend, fuhr er fort — „der Teufel hole auch Dich, wie er meinen neuen Kasten geholt hat, der ist verbrannt!“

Da fuhr der Schäfer wie betäubt zurück. — „Verbrannt?“ — rief er — „da wird wohl Feuer

vom Himmel gefallen sein, he? — Jetzt geht mir ein Licht auf wie eine Pechfackel, du wolltest meine alte Hütte anzünden und hast nun wohl Deine neue verbrannt?“

„Schweig!“ schrie Krispin, den Schäfer an der Kehle fassend; „schweig du Dieb!“ — „Und du bist ein Brandstifter!“ keuchte Veit.

„Ich bringe Dich ins Gefängniß!“ schrie Kaspar — „und ich Dich ins Zuchthaus!“ entgegnete Veit. Da ließ Kaspar die Hände niedersinken und auch Veit zog die seinen zurück — denn jeder von ihnen schien einzusehen, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und nachdenklich standen sie sich

einige Zeit gegenüber. — Da begann Kaspar wieder: „Höre, Veit, ich glaube, es wäre das beste, wenn jeder von uns das Maul hielte, wie meinst Du?“ — „Na, — mir ist's recht,“ erwiderte dieser. — „Deine Hand darauf!“ — „Da!“ —

Sie schlugen kräftig ein und traten miteinander den Heimweg an. — „Aber, auf daß Niemand etwas von dem Vorgefallenen erfahre, wollen wir noch diese Nacht deinen Karren wieder zur Stelle schieben.“ — Lautlos öffneten sie den Schuppen und zogen den alten Karren ins Feld hinaus. — Veit schob noch vorher ein Bünd Stroh in denselben, denn, sagte er, mein Bett hast du mitverbrannt u. auf harten Brettern möchte ich doch nicht liegen.“ — Veit versprach, nach Tagesanbruch die Eisentheile des verbrannten Karren zu vergraben, und jede Spur des Brandes zu beseitigen.

Als am andern Morgen der alte Schäferkarren wieder auf dem Felde stand, und Kaspar sagte, er habe seine Schäferhütte nach der Stadt verkauft, bezweifelte Niemand dessen Richtigkeit. — Der Einzige, der hätte reden können — Veit nämlich — hatte ein silbernes Schloß an den Mund gelegt bekommen. Es mußte aber der Verschluß denn doch etwas nachgegeben haben, vielleicht weil Veit sich entschlossen hatte, seinem idyllischen Karren eine Veitin zuzuführen, welcher er in einer schwachen Stunde das Geheimniß anvertraute. Jetzt singen es die Späßen auf den Dächern.



Das Ende blieb ihm in der Kehle stecken, denn Krispin, der Zimmermeister, stand leibhaftig vor ihm.



### Das Sühnekreuz.

Wenn man in Baden-Baden, der reizenden Königin der Bäderstädte, über den „Leopoldsplatz“ die Sophienstraße hinaufgeht, so gelangt man am nordöstlichen Ende der Stadt, links der hier beginnenden „alten“ Gernsbacher Straße, an einen großen, mit herrlichen uralten Linden, Silberpappeln und Trauerweiden bestandenen, mit schöngepflegten Rasenplätzen, Blumenbeeten und Spazierwegen geschmückten Platz: die Luisen-Anlagen. Ein Lieblingsaufenthalt der Badener sind sie stets von Einheimischen und Fremden besucht und besonders während der Nachmittagsstunden suchen elegante Herren und Damen daselbst auf den zahlreichen, an kühlen Orten aufgestellten Ruhebänken Schutz gegen die heißen Strahlen der Sonne oder sie ergehen sich in heiterer Unterhaltung, während eine fröhlich spielende Kinderschar sich auf den Rasenplätzen umhertummelt. Ueberall herrscht Heiterkeit und Fröhlichkeit, und niemand sieht dem heutzutage dem Vergnügen geweihten Platze mehr an, daß er einst eine Stätte der Trauer und des Schmerzes, daß er ein Friedhof war, auf welchem mit

so manchem lieben Entschlafenen das Glück der Ueberlebenden begraben wurde. Die Kreuze und Grabsteine, alle die sinnigen Denkmale, welche die Liebe der Zurückgebliebenen dem Andenken der Geschiedenen setzte, sind verschwunden. Nur das von dem Straßburger Bildhauer Friedrich hergestellte Standbild eines Todtengräbers und ein ungefähr in der Mitte des Platzes stehendes altes Crucifix, dessen wunderbar schöne Christusfigur sammt dem riesigen Kreuze aus einem Steine gehauen sind, geben Zeugnis von der einstigen Bestimmung des Platzes. Ueber die Art und Weise der Entstehung dieses Crucifixes (der Name des Bildhauers „Nikolaus von Leyen“ (die Stadt Leyden) und die Jahreszahl 1462 sind darauf angegeben) lebt im Volksmund eine schöne Sage: sie ist Gegenstand unserer nachfolgenden Erzählung.

Es war um's Jahr 1461, nur wenige Jahre nach dem Regierungsantritt des Markgrafen Karl I. von Baden, als sich in dessen Residenzstadt, dem schönen, schon damals wegen seiner Heilquellen und seiner herrlichen Lage weit und breit berühmten Baden, ein Bildhauer Namens Daniel Huber niederließ, um seine herrliche Kunst daselbst auszuüben. Und hiezu fand er von Weizenburg stammende, schon bejahrte Meister auch reichliche Gelegenheit, denn der edle, kunstsinige Fürst, der seit dem Jahre 1447 mit einer Schwester Kaiser Friedrichs III., der schönen Katharina von Oesterreich, vermählt war, gedachte gerade zu jener Zeit seine fürstliche Wohnung, das sogenannte „untere Schloß“, welches wie das „obere“ römischen Ursprungs war, im Außen- und Inneren einer theilweisen Umwandlung zu unterwerfen und besonders die Außenseite desselben durch Bildwerke, Balkone u. s. w. in geschmackvoller

Weise zu verschönern. Aus diesem Grunde war der treffliche Künstler dem Markgrafen auch hochwillkommen, der selbst ein Künstler im fürstlichen Gewande war und aus Linden-, Eichen- und Eichenholz gar herrliche Bildwerke zu schnitzen verstand. Darum beehrte er auch nicht selten den Meister mit einem Besuche und häufig, wenn er von der Jagd am Fremersberg zurückkehrte, hielt er vor Daniel Hubers am Fuße des Battert, an der Stelle des heutigen „Schützenhofes“ gelegenen Werkstatt an und nahm, während sein Jagdgesolge vor der Thüre hielt, Einsicht von den Werken, die der Meister und sein Geselle Nikolaus oder Niklas Verch schufen.

Begreiflicherweise fühlte sich Daniel Huber durch diese Beweise fürstlicher Gunst höchlichst geehrt und stets war er über die Besuche des Herrn Markgrafen, welche sich bisweilen bis zu einer Stunde und noch länger ausdehnten, hoch erfreut. Weit weniger aber war dies der Fall bei Niklas Verch, dem Gesellen. Ein Holländer von Geburt und erst 20 Jahre alt, stand er an künstlerischer Bedeutung noch weit über seinem Meister, so daß er recht wohl sein eigenes Geschäft hätte gründen

können, wenn nicht — die Liebe für Hubers einziges Kind, seine achtzehnjährige Tochter Maria, ihn an die Werkstatt ihres Vaters gebannt hätte. Und wahrlich, es war nicht zu verwundern, daß der junge Künstler sein Ideal in dem Mädchen erblickte, denn dieses war von entzückender Schönheit. Ein Antlitz mit bligenden schwarzen Feuer-Augen, lange dunkle Wimpern, eine Stirne, deren klares Weiß durch ein Paar feingeschnittener blauschwarzer Brauen und das über ihr gescheitelte wellige, gleichfarbige

Haar noch mehr hervorgehoben wurde, eine schlanke gerade Nase, ein firschrother Mund mit Perlenzähnen, ein geschmeidiger feiner Hals, weißer als der schneeige Kragen, der ihn umschloß, eine hohe schlanke Gestalt von üppiger Formenschönheit: dies war das Bild, welches dem bewundernden Auge des Künstlerjünglings schon seit zwei Jahren sich täglich dargeboten hatte, ein Bild, das stets vor seiner Seele stand, das ihn wachend und im Traume verfolgte, das er schon unzähligemale in Ton geformt und in Stein nachgebildet hatte. Was Wunder nun, daß Niklas sich über dieser Arbeit sterblich in das Urbild seiner künstlerischen Schöpfungen verliebte und bald nur von dem einzigen Wunsche erfüllt war, daselbe ganz und für immer sein eigen zu nennen! Doch, obwohl Meister Daniel diese unvertennbare Absicht seines Gesellen durchschaute und begünstigte, so zeigte doch das Mädchen selbst, welches leider des Rathes und Einflusses ihrer früh verstorbenen Mutter entbehrte, nicht die mindeste Lust, auf die Pläne des jugendlichen Gesellen einzugehen. Sie blieb seinen Bemühungen gegenüber sichtlich gleichgültig und ermutigte ihn nicht im Mindesten in seinen Hoffnungen



Sinnlos, das geöffnete Messer in der Faust, stürzte Niklas hervor.



gen. Diese Kälte empfand der heißblütige Niklas schwer, und obwohl ihn Meister Daniel stets mit seinem Liebingswort „Gut Ding will Weil“ zu vertrösten und zu ruhigem Ausdauern und Abwarten zu veranlassen suchte, so vermochte er sich doch nicht von dem Gedanken frei zu machen, daß Maria nur deshalb seine Liebe zurückweise, weil sie selbst — einen Anderen liebe. Dieser Gedanke machte ihn fast wahnsinnig vor Eifersucht und erfüllte ihn mit wüthendem Haß gegen den unbekanntem Nebenbuhler. Er sann nach, wer dieser Glückliche sein, wer sich der Heißgeliebten genähert haben könne, und gelangte schließlich zu der Ueberzeugung, daß der ihm Vorgezogene nur einer von den Hofherren des Markgrafen sein könne, der während der Besuche des letzteren in der Werkstätte wohl hinreichend Zeit gefunden haben mochte, dem schönen Mädchen den Kopf zu verrücken. Darum empfand Niklas Veräch nicht weniger als Freude, wenn der Markgraf sich mit seinem Gesolge der Werkstätte nahte, und deshalb ballte er sogar dann grimmig die Fäuste, wenn der gütige Fürst zu ihm selbst freundlich anerkennende Worte über seine Arbeiten sprach, denn stets mußte er daran denken, daß im gleichen Augenblicke wohl der Verhaßte Gelegenheit hätte, unbeobachtet und ungestört das Gift seiner Ueberredungs- und Verführungskünste in das Ohr und das Herz Marias zu träufeln.

Und — das Auge der Liebe sieht bekanntlich scharf — Niklas hatte sich in seiner durch die Eifersucht diktierten Annahme, daß Maria einen Andern liebe, nicht geirrt, wohl aber darin, daß er den ihm Vorgezogenen für einen vornehmen Herrn von des Markgrafen Hofe hielt. Der Geliebte des Mädchens war ein viel einfacherer Mann, nämlich der markgräfliche Förster Hans Volberauer, welcher Maria wiederholt in der Kirche zu Baden gesehen und ihr — der damaligen Sitte gemäß — jeweils beim Verlassen des Gotteshauses das Weihwasser geboten hatte. Diese stumme Huldigung des schönen, stattlichen Jägersmannes war von Maria nicht unbemerkt geblieben und als er endlich gewagt hatte, auf dem Heimweg sich ihr anzuschließen und ihr seine Liebe zu gestehen, da hatte sie hochbeglückt ihre Hand in die seinige gelegt und ihm erröthend mit dem Geständniß ihrer Gegenliebe das Versprechen gegeben, daß sie ihm gehören wolle für's Leben. Seit jenem Tage hatten sich die Liebenden fast täglich gesehen und gesprochen, wengleich nur heimlich und auf ein paar Augenblicke. Gewöhnlich geschah dies des Abends, wenn Maria zur Quelle im angrenzenden Walde ging, um ihren Krug mit dem köstlichen, daselbst entspringenden Wasser zu füllen. Stets wartete um diese Zeit der Förster dort auf sie und ein seliges Viertelstündchen verging den Liebenden dann, unbeleuchtet und unbeobachtet von irgend einem Späherauge, unter süßem Kosen und Plänemachen für die Zukunft.

Weber Marias Vater, noch dessen Geselle Niklas Veräch, hatten eine Ahnung von diesen heimlichen Zusammenkünften der beiden Liebesleutchen, denn sobald der Abend vorschritt und es zu dunkeln begann, eilte das Mädchen wieder heim, denn jetzt kamen jene zurück aus der Werkstätte zum Abendimbiß, bei dem sie natürlich nicht vernicht werden durfte. Stets zwar suchte der Förster die Geliebte zu längerem Bleiben zu veranlassen, aber die ängstliche Maria ließ sich nicht halten und ebensowenig duldete sie, daß Hans, dem dies Heimlichthun zuwider war, jetzt schon bei ihrem Vater um ihre Hand anhalte: sie kannte ja dessen Wünsche und Pläne und — fürchtete vor Allem des leidenschaftlichen Niklas Eifersucht, von der sie bereits mehrmals Probenerhalten hatte. Und Hans Volberauer fügte sich, wengleich mit Widerstreben, den dringend ausgesprochenen Bitten seiner Ge-

liebten und schwieg und verschob immer wieder seine beabsichtigte offene Werbung und damit die heißersehnte Vereinigung mit seiner Maria.

So verging der Spätherbst und der Winter des Jahres 1461, da brachten die Ereignisse des kommenden Frühjahrs eine Aenderung in die Verhältnisse und — eine ungeahnte traurige Lösung.

In der der Markgrafschaft benachbarten Pfalz hatte nämlich nach dem Tode des Kurfürsten Ludwig II. dessen Bruder, Pfalzgraf Friedrich, welcher sich in der Geschichte den Namen „der Siegreiche“ erwarb, von seinen zahlreichen Feinden aber „der böse Fritz“ genannt wurde, als Vormund seines erst einjährigen Neffen Philipp die Regierung vollständig in seinem eigenen Namen geführt und sich den Titel „Kurfürst“ beigelegt. Dafür traf ihn des Kaisers Acht und des Papstes Bann. Aber der unerfrockene Pfälzer besiegte die wider ihn aufgebotenen Reichsfürsten und bedrohte den mit der Todesstrafe, welcher die päpstliche Bannbulle in pfälzischem Gebiet verkünden würde. Da boten der Kaiser und der Papst einen abermaligen Angriff gegen die Pfalz auf und auch Markgraf Karl von Baden, der bisher die edle Rolle eines Vermittlers übernommen hatte, wurde von dem unversöhnlichen Kaiser genöthigt, dem Bunde, welchen der Graf Ulrich von Württemberg mit den beiden Brüdern des Markgrafen, den Bischöfen von Metz und Trier, und ebenso mit dem Bischof von Speier zur Ueberwältigung des „bösen Fritz“ geschlossen hatte, beizutreten. Vorerst zwar ließ er sich nur dazu bewegen, seinem nahen Verwandten, dem Grafen Adolph von Nassau, Beistand zu senden, als derselbe durch den Verbündeten des Kurfürsten, den gleichfalls geächteten Erzbischof Dietrich von Mainz, angegriffen wurde. Als aber dieses geleisteten Beistandes wegen der Kurfürst von der Pfalz in den ersten Monaten des Jahres 1462 in die untere Markgrafschaft einfiel und einige Dörfer des Pfingzthales niederbrannte, weigerte sich Markgraf Karl nicht länger, den ihm durch Kaiser und Papst zugemutheten Antheil an den direkt gegen den Kurfürsten gerichteten Kämpfen zu nehmen und machte demzufolge gewaltige Rüstungen, um des Pfälzers Feindseligkeiten mit einem Verheerungszug in dessen Gebiet zu vergelten.

Markgraf Karl hatte sich entschlossen, den Oberbefehl über sein Heer persönlich zu übernehmen und alle Herren seines Hofes mit ihren Dienstmännern hatten ihm Heeresfolge zu leisten. Auch der markgräfliche Förster Hans Volberauer gehörte zu den Aufgebotenen und mit freudigem Muthe und fröhlicher Thatenlust sah der junge, riesenstarke Mann dem Abmarsch ins Feld und den kommenden Kämpfen entgegen, die ihm, wie er hoffte, Ehre und Ruhm und durch die erhöhte Gunst seines Herrn die Hand seiner Geliebten verschaffen sollten. Maria selbst dagegen lag die bevorstehende Trennung von ihrem Hans schwer auf dem Herzen, um so schwerer, als sie tagsüber ihren Gefühlen Zwang anthon und ihren Kummer vor ihrem Vater und dem Späherauge des eifersüchtigen Niklas verbergen mußte. Des Abends aber, wenn sie den Geliebten an der Quelle traf, lag sie schluchzend an seiner Brust, erwiederte die Versicherungen der Unwandelbarkeit seiner Liebe mit heißen Thränen und schüttelte nur traurig den Kopf, wenn er von Heimkehr und glücklichem Wiedersehen sprach: sie konnte sich der trüben Ahnung nicht entschlagen, daß ihr das Glück, mit ihm vereint zu werden, nie beschieden, daß das Schicksal — der Tod — sie von ihm trennen werde.

So kam der Abend des 15. Juni, der Vorabend des zum Abmarsch des markgräflichen Heeres bestimmten Tages, heran.



Früher als gewöhnlich schlug Maria diesmal, ihren Krug in der Hand, den Weg zur Quelle ein, um zum letztenmal — wie eine innere Stimme ihr sagte — mit dem Geliebten zusammenzutreffen. Und sie fand ihn daselbst und sie lag in seinen Armen, an seiner Brust und überließ sich noch einmal ganz der süßen Glückseligkeit, seinen Liebesworten zu lauschen und Kuß um Kuß mit ihm zu tauschen. Und Minute um Minute, Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und das Abenddunkel begann bereits sich niederzusenken und — noch immer dachte keines der Liebenden daran, den letzten Abschied zu nehmen, keines, sich loszureißen und den Heimweg anzutreten. Beide wollten das Glück, sich anzugehören, ausdehnen so lange wie möglich, beide den mit Tropfen herber Wehmuth gemischten Becher der Wonne leeren bis zur Gese. Aber dies Zögern, dies Uberschreiten der gewohnten Frist, sollte schwer verhängnisvoll für sie und — Niklas Verch werden.

Als der Meister und sein Geselle zur gewöhnlichen Zeit aus der Werkstätte zum Abendessen heimkehrten, bemerkten beide — ersterer mit Befremden, letzterer mit alsbald aufwallender Eifersucht — die Abwesenheit Marias und obwohl Meister Daniel die von Niklas nicht verhehlte Befürchtung, daß das Mädchen den Lockungen heimlicher Liebe nachgehe, belächelte, so konnte er, je länger die Heimkehr seiner Tochter sich verzögerte, sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier etwas nicht in Ordnung und Maria möglicherweise ein Unfall zugestoßen sei. Er widersetzte sich darum Niklas nicht, als dieser den Vorschlag machte, sie in der Umgebung zu suchen, und er gab sich der Hoffnung hin, daß es seinem Gesellen gelingen werde, die Vermißte aufzufinden und heimzuleiten.

Als bald machte sich Niklas auf den Weg, — der fehlende Wasserkrug zeigte ihm an, wohin er seine Schritte zu lenken habe, um den Gegenstand seiner Liebe und Eifersucht zu finden. Wie eine Kacke geduckt — es galt ja die gegen ihn so spröde thunende Schöne sammt ihrem Buhlen zu überrraschen — schlich er hinter den Bäumen verborgen die Bergwand aufwärts zu der unfernen Quelle. Da vernahm er Marias Stimme und lauschend stand er stille.

„O Hans,“ sprach das Mädchen leise, „umsonst suchst Du mich zu trösten. Ich glaube ja an deine Liebe und Treue, wie ich an mich selbst glaube, aber — mir sag's eine Ahnung, — wir werden einander nie-

mals angehören. Ich kann nicht leben, wenn du ferne von mir weilst, — kann es nicht ertragen, dich vor Kämpfen und Gefahren umringt zu wissen: mein armes Herz wird brechen darüber und wenn Du heimkehrst, — wirst du mich nicht mehr unter den Lebenden finden!“

„Gib Dich nicht so trüben Gedanken hin, süßes Herz,“ tröstete sie Hans. „Frisch und fröhlich ziehe ich in den Kampf, Gott, meinem Muthe und meinem Glück vertrauend. Frisch und fröhlich werde ich auch wieder heimkehren — in deine Arme, zu einem Leben voll Liebe und Lust und nie — nie mehr werde ich mich von dir trennen: ich schwöre dir's zu bei dem Gotte, der mich in jeder Gefahr beschützen wird!“

Inniger schloß Hans mit diesen Worten die Geliebte an seine Brust und ein Kuß verschloß ihr die entgegengerichteten Lippen.

Diesen Anblick vermochte der im Gebüsch lauschende Eifersüchtige nicht zu ertragen. Sinnlos, das geöffnete Messer in der erhobenen Faust, stürzte er hervor auf seinen glücklichen Nebenbuhler. „Laß sehen,“ rief er wüthend, „ob Gott, den du anrufst, dich auch in dieser Gefahr beschützen wird!“

Entsetzt warf sich Maria dem Anstürmenden entgegen, mit ihrer eigenen Brust die des Geliebten bedeckend. Da fiel der Streich des Blindwüthenden und — traf den schutzlosen Busen des Mädchens. „Niklas!“ schrie die Schwerverletzte auf, dann glitt sie langsam aus dem umschlingenden Arm des Försters und sank schweren Falls zur Erde.

Wie rasend stürzte sich jetzt Hans auf den wie erstarrt stehenden Mörder. Im nächsten Augenblick lag dieser überwältigt neben seinem blutenden Opfer.

„Hilfe, — Hilfe!“ schrie Hans dann, „Mord — Mord, zu Hilfe!“

Und sein Rufen ward gehört. Mit Fackeln eilten Meister Daniel und einige zufällig Vorübergehende herbei. „Heiliger Gott, Maria — mein Kind!“ schrie der Alte auf, entsetzt über den Anblick, der seinem Auge sich darbot. „Wer hat dies gethan?“

„Dieser hier!“ entgegnete Hans, den blutbespritzten Mörder emporzerrend.

„Niklas — Du?“ schrie da der unglückliche Vater wieder. „Weßhalb? Was hat mein armes Kind Dir gethan?“

„Herrgott im Himmel,“ jammerte der Geselle, „mein Stoß galt diesem, in dessen Armen ich sie fand, nicht ihr, die ich liebte bis zum Wahnsinn!“



Der Markgraf traf Niklas mit Ketten belastet, zerknirsch von Schmerz und Reue.



Willig reichte er sogleich seine Hände zum Binden dar. Man band sie ihm auf den Rücken und führte ihn nach der Stadt in's Gefängniß.

Inzwischen hatte Hans den Körper Marias in seine Arme genommen und ihr Haupt an seine Brust bettend, den Mordstahl aus der Wunde gezogen. Da öffnete die Sterbende noch einmal die Augen, lächelte Hans mit dem Ausdruck innigster Liebe an und sprach: „Auf Wiedersehen — Geliebter — dort — dort oben!“

Dann schloß sich ihr Auge für immer.

Da beugte sich der unglückliche Hans zu einem letzten Kusse zu ihr nieder und sprach: „Auf Wiedersehen — baldiges Wiedersehen, dort — über den Sternen!“

Sanft ließ er den Kopf der schönen Leiche wieder zur Erde gleiten und eilte hinweg von der Stätte des Jammers in das Dunkel seines Waldes.

Mit tiefer Bestürzung vernahm der Markgraf am nächsten Morgen den Bericht des stattgehabten blutigen Ereignisses. Er fühlte herzliches Bedauern nicht nur für die schöne Ermordete, ihren greisen Vater und ihren unglücklichen Geliebten, sondern auch für den unseligen Mörder selbst, der nun nach der Strenge der damaligen Gesetze der Sühnung seines begangenen schweren Verbrechens durch das Beil des Henkers entgegensehen mußte. Das Interesse, welches er an Niklas Verch als trefflichem Künstler nahm, veranlaßten den edlen Fürsten nach dem Besuche, welchen er dem tiefgebeugten Meister Daniel gemacht hatte, auch im Gefängniß anzutreten, um den bedauernswerthen Mörder zu sehen und zu sprechen.

Er traf Niklas mit Ketten belastet, ganz zerknirscht und von Schmerz und Reue über seine unselige That gefoltert in seiner Zelle. Der Unglückliche war sich der ganzen Schwere seines Verbrechens wohl bewußt und war bereit, es zu sühnen, wie es die göttliche und menschliche Gerechtigkeit forderte, mit seinem Blute und Leben. Nur einen Wunsch hegte Niklas noch — und er flehte den Markgrafen auf den Knien an, ihn zu erfüllen — ihm noch, ehe er den Tod durch Henkerhand sterbe, so viel Frist zu gönnen, bis er das Bild des gekreuzigten Heilandes vollendet und als Denkmal auf das Grab der Ermordeten gesetzt habe. Dadurch allein hoffe er, im andern Leben Frieden für seine Seele, Gnade bei Gott und Verzeihung bei der so schändlichen um ihr Leben und Lebensglück betrogenen Maria zu finden.

Und tiefgerührt sagte der edle Fürst dem reuevollen Mörder die Erfüllung dieses letzten Wunsches zu. Er gab Befehl, dem Gefangenen die Ketten abzunehmen und ihm das nöthige Werkzeug und Material zur Ausfertigung seines letzten Werkes in eine geräumige helle Zelle zu ebener Erde zu liefern, und ordnete ferner an, ihm nicht eher den Prozeß zu machen, als bis das Crucifix vollendet und auf dem Grabe seines Opfers aufgerichtet sei.

Hiermit verließ er den Gefangenen.

Eine Stunde später schied der Markgraf auch von seiner Familie und dem Schlosse seiner erlauchten Ahnen, um an der Spitze seiner Truppen den Marsch nach Pforzheim anzutreten. Hier vereinigte er seine Streitkräfte mit jenen seines Bruders Georg, Bischofs von Metz, und nachdem das Heer durch den Zuzug aus Württemberg und dem Bisthum Speier auf 8000 Mann — ein für die damalige Zeit schon ziemlich beträchtliches Heer — angewachsen war, wurde der Rachezug gegen den „bösen Fritsch“ angetreten. Verheerend brachen die Truppen in die gefegneten Fluren der Pfalz ein. Um die mit den Kriegen der damaligen Zeit stets verbundene Verwüstung noch ausgiebiger zu machen,

banden die Reiter Baumäste an die Schweife ihrer Pferde und trieben sie durch die äppig stehenden Kornfelder. Bis in die Gegend von Heidelberg drang das Heer, in solcher Weise hausend, zerstörend und plündernd, aber hier wendete sich das Blättlein. Der Pfälzer hatte sein über die grauenhafte Verwüstung erbittertes Landvolk rasch gesammelt und stellte es am 30. Juni 1462 beim Heranrücken des feindlichen Heeres wohlbewaffnet in einem Walde bei dem zwischen Heidelberg und Mannheim gelegenen Dorfe Sedenheim auf. Er selbst nahm im freien Felde mit seinem an Zahl den Feinden weit nachstehenden Heere Stellung, hoffend, daß die feindlichen Führer, auf ihre Uebermacht vertrauend, ihn hier undvorsichtig angreifen würden. Und wie er's hoffte, so geschah's. Kaum waren die Fürsten und Führer des Reichsheeres der vor ihnen aufgestellten Truppen ansichtig geworden, so befohlen sie den Angriff. Aber die tapferen Pfälzer hielten Stand, und während ihre Gegner sie in langer Linie zu umfassen und zu vernichten suchten, brachen plötzlich die Bauern aus dem Walde dem Reichsheere in den Rücken.

Eine ungeheure Verwirrung entstand hierdurch in den Reihen dieses und als jetzt der „böse Fritsch“ plötzlich aus der Verteidigung zum Angriff überging, vermochten seine vereinigten Feinde sich desselben nicht mehr zu erwehren. Reihenweise wurden sie niedergemacht, haufenweise flohen sie und wer nicht fliehen konnte, wurde gefangen.

Am längsten hielten die im Centrum der Schlachtlinie stehenden Truppen des Markgrafen Stand. Er selbst wehrte sich wie ein Löwe gegen die von vorn unter persönlicher Führung des Pfälzer Kurfürsten gegen ihn anstürmenden Truppen; den Rücken hielt ihm mit einem kleinen Häuflein rasch gesammelter todesmuthiger Kämpfer der treue Hans Volckauer frei, vor dessen Schwert die Bauern wie Lehren vor der Sense des Schnitters fielen. Lange Zeit, ohne einen Fuß breit zu weichen, erwehrte sich der tapfere Streiter ihrer immer sich wiederholenden Angriffe, aber sein Häuflein schmolz mehr und mehr zusammen und endlich traf ein Lanzenstoß seine eigene treue Brust. Als der letzte der Verteidiger des Markgrafen fiel: der Tod, den er geincht hatte, vereinigte ihn wieder mit seiner vorausgegangenen Maria.

Sein Fall entschied auch das Schicksal des Markgrafen. Unausfallsam drangen jetzt die Bauern gegen ihn vor; von einer Partisane durchbohrt, stürzte sein Pferd. Schon erhoben sich ringsum Schwerter und Lanzen, um auch den zu Fall gebrachten Reiter zu durchbohren, da ward er zum Glück von dem herbeigeeilten Kurfürsten erkannt und gerettet. Ihm persönlich überreichte der Markgraf sein Schwert und gab sich gefangen.

Der Sieg des Pfälzers war vollständig. Das Heer seiner Feinde war vernichtet, die Führer selbst, der Markgraf von Baden, der Graf von Württemberg und der Bischof von Metz, waren gefangen. Stolz ließ er auf dem Schlachtfelde einen Denkstein errichten mit dem Verslein:

Hier schlug ein junger Pfälzer  
Den Jäger, Bader, Sälzer.

(Unter dem „Jäger“ ist der Graf von Württemberg gemeint wegen des Hirschgeweihs in seinem Wappen. Der Sälzer ist der Bischof von Metz, so genannt wegen der großen zu seinem Bisthum gehörigen Salzbergwerke. Der Stein ist mittlerweile längst wieder verschwunden.)

Der „böse Fritsch“ ließ die gefangenen Fürsten nach Heidelberg in ritterliche Haft verbringen und gab sie



erst nach mehreren Monaten gegen schweres Lösegeld frei. Markgraf Karl mußte 100000 Gulden zahlen, deren Aufbringung er nur durch ein Anleihen bei der Reichsstadt Straßburg und zwar gegen Verpfändung eines Theiles seiner Herrschaft Lahr-Mahlberg bewerkstelligen konnte. Erst, nachdem der letzte Heller bezahlt war, wurde er seiner Haft entlassen.

Es war Ende Oktober, — vier Monate nach seinem Abgang ins Feld — als der Markgraf nach Baden heimkehrte, jubelnd empfangen von seinem treuen Volke. Einer seiner ersten Gänge war ein Besuch der Werkstätte Meister Daniels. Er erzählte dem schwergebeugten Alten von dem blutigen Kampfe bei Sedenheim und dem Opfertode des treuen Hans Volberauer mit dem Beifügen, daß es ihm leider seiner langwierigen Gefangenschaft wegen unmöglich gewesen sei, die Leiche des Tapferen aufsuchen und feierlich bestatten zu lassen; sie ruhe vereint mit den zahlreichen übrigen Opfern der Schlacht in einem großen auf dem Schlachtfelde selbst ausgehobenen Massengrabe.

Eine Thräne wehmüthiger Freude rollte da über die Wange des Meisters; es erfüllte ihn mit Stolz, daß der, den seine Tochter geliebt hatte, ein so wackerer, großherziger Mann gewesen. Er faltete seine Hände und sprach leise: „Er war ein frommer und getreuer Knecht; er ist eingegangen zu seines Herren Freude. — Friede seiner Asche!“

Auch der edle Markgraf trocknete eine Thräne des Mitleids und erkundigte sich dann bei dem Meister nach dem unglückseligen Niklas und dem Fortschreiten des von ihm begonnenen „letzten“ Werkes. Da leuchteten die Augen des alten Bildhauers auf und hegeistert rief er aus: „Herr, ein schöneres Christusbild wurde nie von der Hand eines Künstlers gefertigt und niemals stand ein so stolzes Denkmal über der Gruft eines Todten, als meine Maria haben wird. Nahezu vollendet ist's und als ich vor wenigen Tagen zum erstenmale das Werk sah, welches die Hand schuf, die mein Kind tödtete, da habe ich dem Mörder alles verzeiht, das er mir zufügte, im Herzen verziehen — um der Erhabenheit des Meisterwerkes, um der Größe und Herrlichkeit der darin entfalteten Kunst willen! O gnädigster Herr“, fuhr er dann fort, indem er sich dem Markgrafen zu Füßen warf, „verzeiht auch Ihr ihm — im Namen der edlen Kunst, die er übt als einer der größten Meister, die je gelebt, siehe ich Euch an: tödtet ihn nicht — laßt nicht das Haupt, das so Großes ausdachte, vom Beil des Henkers fallen u. lähmet nicht die Hand, die so Herrliches zu schaffen vermochte!“

Tief ergriffen stand der Fürst vor dem Meister, der so warm für den Mörder seines eigenen Kindes, seiner einzigen und letzten Lebensfreude bat. Wie hoch mußte demnach das von Niklas Verch geschaffene Werk stehen, welche künstlerische Bedeutung mußte es haben, wenn es im Stande war, das Herz eines Vaters so bar jedes Gedankens an Rache und Vergeltung zu übermenschlicher — göttlicher Milde zu stimmen!

Gütig hob der Markgraf den Meister auf und schritt sodann sinnend durch die Werkstätte. Konnte — durfte er den Mörder Niklas Verch begnadigen? „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden!“ Dies war der Grundsatz, welcher durch die damalige äußerst strenge Gesetzgebung ging und keinerlei Unterscheidung zwischen geplantem, wohlüberlegtem Mord und im Affekt verübter Tödtung machte. War deshalb er als Landesherr, der vor allen Andern berufen war, für gerechte Uebung der Justiz zu sorgen, berechtigt, einem überführten und geständigen Mörder die verwirkte Strafe zu erlassen, nur deshalb, weil dieser ein hervorragender Künstler war? Durfte er ihm Leben und Freiheit schenken, ohne sich mit dem Vorwurf der Ungerechtigkeit zu belasten?

Es fiel dem edlen Fürsten schwer, eine Entscheidung zu treffen zwischen dem, wozu ihn einerseits sein Herz drängte, und jenem, was andererseits seine Gerechtigkeitsliebe als eine unumgängliche Nothwendigkeit ansah. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen und er gab darum dem harrenden Meister keine Zusage weder in der einen, noch der andern Richtung. Er versprach ihm nur, das gestellte Ansuchen in Erwägung ziehen und Gott um Erleuchtung bitten zu wollen, was er thun oder lassen jolle.

Mit diesem Bescheid schied er von dem Meister. Wenige Tage später ward dem Markgrafen berichtet, daß Niklas Verch sein Werk vollendet habe und daß dieses nunmehr über dem Grabe seines Opfers aufgestellt werden jolle. Der Fürst ließ alsbald die nöthigen Vorarbeiten treffen und bestimmte Zeit und Stunde für die Enthüllungsfierlichkeit, bei welcher er selbst anwesend zu sein beschloß, um je nach Erfund des Werkes über das Schicksal dessen, der es geschaffen, eine endgültige Bestimmung zu treffen.

Und der Tag — es war der Allerseeleentag — kam heran und eine zahlreiche Men-



Bewundernd stand der Markgraf vor dem Meisterwerke, da stürzte schlagend Meister zu seinen Füßen.



schenmenge hatte sich auf dem Friedhofe angesammelt, um — den in Ketten am Fuße des Crucifixes stehenden Künstler-Mörder zu sehen und den Urtheilspruch des Markgrafen zu hören, denn daß dieser einen solchen bei dieser Veranlassung fällen werde, hatte sich in Stadt und Umgebung mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers verbreitet.

Und die Uhr am Thurme der Stiftskirche (diesen Namen hatte die uralte Kirche 1453 durch den Markgrafen Jakob den Ersten erhalten) verkündete die bestimmte Stunde. Da nahte der Markgraf an der Spitze seines großen Hofstaates und an der Seite des Meisters Daniel, dem er hierdurch als dem Vater der unglücklichen, unter dem Kreuze Schlummernden einen besonderen Beweis seiner Gnade zu geben gedachte. Und die das Kunstwerk schäuhend umgebenden Hüllen fielen und — tiefgerührt erschaute der Markgraf das durch wunderbare Formenschönheit sich auszeichnende Bildniß des Gekreuzigten, dem der Künstler seine eigenen Züge gegeben hatte. Rechts und links vom Kreuzestamme aber standen Maria mit dem Schwerte in der Brust und der Lieblingsjünger Christi, Johannes. Diese beiden Figuren trugen die täuschend ähnlichen Gesichtszüge der von der Hand des Künstlers gestorbenen Tochter seines Meisters und Hans Volberaers, ihres Geliebten, welchem der Stoß seiner rachebürstigen Hand gegolten hatte.

Bewundernd stand der Markgraf vor dem herrlichen Meisterwerke, da stürzte laut schluchzend Meister Daniel sich wiederum zu seinen Füßen und rief mit bittend erhobenen Händen: „Gnade, Herr — Gnade für den Künstler!“

Und die ringsum stehende Menge folgte tiefgerührt dem Beispiel, welches der Vater der Ermordeten gab, und wiederholte stehend die von ihm ausgesprochene Bitte: „Gnade, Gnade für den Mörder — Gnade für den Künstler!“

Da erkannte der Markgraf in des Volkes Stimme Gottes Stimme und befahl, dem wie verzückt ins mild-vergehende Antlitz der steinernen Maria blickenden jungen Meister die Ketten abzunehmen. „Niklas Verch,“ sprach er sodann, nachdem sein Befehl befolgt war, zu ihm, „schwere Schuld hast Du auf Dich geladen, doch wer solch' herrliches Werk schaffen konnte, dem ist gewiß Gott mit seiner Gnade und seinem Beistand nahe gewesen. Wo aber Gott verzeiht und seine Gnade walten läßt, dürfen Menschen nicht strafen: sei frei und übe deine Kunst auch fernerhin zu Gottes Preis und Ehre!“

Da sank der Künstler dem Markgrafen zu Füßen und dankte ihm mit brünstigen Worten für sein geschenktes Leben. Und ringsum brach laut der Jubel der Menge los, der den edlen Fürsten auf dem Heimwege bis zu seinem Schlosse begleitete und ihm am deutlichsten zeigte, daß er nach Gottes Willen verfuhr, denn — sprach er leise, indem er mit gefalteten Händen fromm zum Himmel blickte — „einen Sünder strafen ist menschlich, ihm verzeihen aber ist göttlich!“

Nikolaus Verch wurde in der Folge einer der ausgezeichnetsten Bildhauer seiner Zeit. Viele großen und herrlichen Meisterwerke schuf er noch, sowohl in Stein als Holz. Besonderes Zeugniß seiner hohen Kunstfertigkeit geben noch heutzutage die von seiner Meisterhand herrührenden künstlerisch verzierten Chorstütze in der Kirche des Frauenklosters St. Peter in Konstanz, die Thüren am Dom daselbst und vor Allem der prächtige Sarkophag Kaiser Friedrichs III. im Stefansdom zu Wien. Keines dieser Werke aber übertrifft das herrliche Crucifix zu Baden, dessen Christusfigur mit

den fromme Ergebung in Gottes Willen ausdrückenden Zügen des Meisters mit Recht als seine schönste und bedeutendste Hinterlassenschaft angesehen wird.

Die beiden Figuren von Maria und Johannes sind im Laufe der Jahrhunderte verwittert und entfernt worden. Der gekreuzigte Christus aber strahlt noch in seiner vollen, unveränderten Schönheit.

### Ein guter Zeuge.

„Der Schein trügt.“ Dies ist ein Sprichwort von nur allzugroßer Wahrheit, denn fast ein Jeder hat schon im Leben Gelegenheit gehabt, sich persönlich hievon zu überzeugen. Es ist etwas Schlimmes um diesen trügenden Schein, wenn nämlich Anzeichen und Umstände dafür sprechen, daß Etwas, was Jemand zur Last gelegt wird, wahr erscheint und — ist doch nicht so. Schon Mancher hat daraufhin Ehre und Reputation eingebüßt und ist unglücklich geworden für seine ganze Lebenszeit. Manchem oder Mancher wurde schon auf scheinbar sichere Beweise eines begangenen Verbrechens hin das Brandmal der Schande aufgedrückt und unschuldig zu langwierigen Freiheitsstrafen oder gar zum Tode verurtheilt. Ein wahres Glück ist's dann zu nennen, wenn die Unschuld solcher Verurtheilten noch rechtzeitig, vor Antritt oder Verbüßung der ihnen zudiktirten Strafe sich herausstellt, wenn durch besondere Zufälligkeiten oder durch nachträglich aufgefundene Zeugen mit Bestimmtheit nachgewiesen wird, daß „der Schein trog“. Ein solcher Fall ist dem Kalendermann bekannt und er will ihn seinen Freunden erzählen, zum Beweise, daß man nicht genug vorsichtig sein kann, wenn es gilt, über einen eines Verbrechens Beschuldigten ein Urtheil auszusprechen.

Im September des vorigen Jahres kaufte ein jüdischer Viehhändler von einer Fuhrmannswittwe christlichen Glaubens — die Namen Weider und den Ort des Vorkommnisses will der Kalendermann aus leicht begreiflichen Gründen verschweigen — eine Kuh, welche nach der Versicherung der Verkäuferin im nächstfolgenden Monat kalben sollte. Aber der Oktober und November verstrichen und der Viehhändler brauchte keinen Ochsen als zu Gevatter bitten, denn kein Kälbchen kam. Da ließ er den Thierarzt kommen und jetzt stellte sich heraus, daß die Kuh gar nicht trächtig war. Daraufhin brachte der Händler die Kuh der Verkäuferin zurück und verlangte deren Rücknahme; die Wittwe aber verweigerte diese, indem sie erklärte, die vorgeführte Kuh sei nicht diejenige, welche sie verkauft habe, denn ihre war struppig und mager, die zurückgebrachte aber glatt und fett, es sei keine Aehnlichkeit



herauszufinden zwischen ihr und der verkauften. Natürlich klagte nun der Händler, aber vor Gericht verschwor sich die christliche Wittwe hoch und heilig in gutem Glauben, die fragliche Kuh in ihrem Leben nicht besessen zu haben, und außerdem fanden sich eine Reihe von Zeugen, welche eidlich die gleiche Aussage machten. Deshalb wurde der Händler mit seiner Klage nicht nur zurückgewiesen, sondern der Gerichtshof verurtheilte ihn noch überdies wegen überwiesenermaßen versuchten Betruges zu einer Gefängnisstrafe von acht Tagen. Dagegen legte der Verurtheilte Berufung ein, aber die Zeugen hielten in der nochmals angeordneten Gerichtsverhandlung ihre früher gemachten Aussagen vollständig aufrecht und alle Unschulds-Bethuerungen halfen daher dem armen Händler nichts: der Schein und sein Zudenthum sprachen gegen ihn, denn im Allgemeinen ist man ja nur allzuleicht geneigt, die Juden für „geborene Betrüger“ zu halten. Schon war der neue Gerichtshof im Begriff, die Bestätigung des früher gefällten Urteils auszusprechen, als zum Glück der in der Verhandlung anwesende dreizehnjährige Sohn des Händlers — eingeriebenes „Zingelche“ — zur Ehrenrettung des Vaters auf eine gute Idee kam.

„Erlauben Sie, verzeihen Sie, Herr Gerichtshof,“ sagte der Knabe nämlich, indem er sich schüchtern von seinem Platze erhob, „das ich doch bin imstande, zu stellen einen neuen Zeugen, was wird liefern den ganz unumstößlichen Beweis, daß hat gesprochen mein Vater die Wahrheit und nichts als die lautere Wahrheit!“

„Und wer wäre dieser Zeuge?“ fragte etwas ungläubig der Präsident des Gerichtshofes.

„Die Kuh selbst“, antwortete das Zingelche mit leuchtenden Augen. „Wenn sie es gewesen niemals im Besitz der Frau — wie diese und die andern Zeugen haben gegeben an und beschworen — so kann die Kuh auch haben niemals gestanden in ihrem Stall und kann ihn darum auch nicht kennen und wiederfinden, wenn man sie läßt laufen frei vor dem Dorfe. Wenn sie aber wird einschlagen den Weg dahin ganz von selbst und finden ganz von selbst den Stall, in dem sie soll haben gestanden niemals: was dann?“

„Dann“, — erwiderte der Präsident etwas zögernd — „wäre freilich anzunehmen, daß — die Kuh längere Zeit in diesem Stall untergebracht, also im Besitz der Frau gewesen sei.“

„Nun so haben Sie die große Güte,“ sagte jetzt der Knabe, „und lassen Sie hinführen vor das Dorf die Kuh und laufen frei hinein: sie wird finden den Stall, wahrhaftigen Gott, denn — verzeihen Sie, hoher Herr Gerichtshof, — so ein Vieh hat mehr Verstand als wir alle!“

Und der Bitte des klugen Jungen wurde Folge gegeben. Man führte die Kuh unter Kontrolle des Kreissthierarztes in die Nähe des Dorfes und siehe — ohne Zaudern schlug dieselbe in behaglichem Trott alsbald die Richtung nach dem Wohnhause der Fuhrmannswittwe ein und obwohl sich die Knaben der letzteren, welche scheinths dem Wetter trotzdem nicht trauten, an der Straßenecke aufgestellt hatten, um die Kuh mittelst vorgehaltener Grasbüschel von ihrem Wege abzubringen, ließ sich diese doch nicht irre machen, sondern lief direkt nach dem Stalle der Frau, wo sie durch Brüllen Einlaß zu begehren schien.

Damit hatte die Kuh das von ihr verlangte Zeugniß abgegeben. Um aber ganz sicher zu gehen, daß kein Zufall dabei im Spiele sei,

beschloß das Gericht, eine Wiederholung des Experiments und zwar von der andern Seite des Dorfes aus. Der Erfolg auch bei dieser Probe war der nämliche: wieder schritt die Kuh, ohne sich in ihrem Laufe aufhalten zu lassen, nach dem Stalle der Wittwe, schnoberte mit deutlich erkennbarer Freude an der verschlossenen Thüre und verlangte abermals laut brüllend eingelassen zu werden.

Jetzt erachtete der Gerichtshof den von der Kuh zu Gunsten ihres jetzigen Besitzers erbrachten Entlastungsbeweis für so vollständig und die Unschuld desselben so zweifellos erwiesen, daß er unter Kassation des erstinstanzlichen Urtheils den Händler kostenlos freisprach und dagegen die Wittwe und alle die Zeugen, welche im guten Glauben die Identität der Kuh mit der von jener verkauften geleugnet und ihre Aussage beschworen hatten, in Untersuchung zog.



Die Knaben, welche scheinths dem Wetter nicht trauten, suchten die Kuh mittelst vorgehaltenem Grasbüschel von ihrem Weg abzubringen.



Dem „Zingelche“ aber schenkte der Präsident des Gerichtshofes ein Markstücklein aus seiner eigenen Tasche, weil durch seine Klugheit die Wahrheit zu Ehren gekommen und ein Unschuldiger vor beschimpfender Strafe bewahrt geblieben war.

Die Kuh war nämlich bei dem vorzüglichen Futter des Käufers fett geworden und gewährte eine ganz andere Figur, als das ehemals magere Rühlein. Trotzdem erhielten Wittve und Zeugen eine kleine Strafe.

### Die Aepfelträger.

Ein Geschichtchen aus dem Dorfleben von P. A. Rosegger.

Der Jungbub lag in seinem Bette und dachte bei sich: Jetzt wär's doch schon bald Zeit.

Als er dieses gedacht hatte, dachte er eine Weile nichts. Eine erkleckliche Weile. Zu dem Dachfenster schaute die kohlrabenschwarze Nacht herein, im Hof aber krächte schon der Hahn. Nun legte sich der Jungbub auf die linke Seite, denn vorhin war er auf der rechten gelegen, aber es war ein Ding, er dachte auch auf der linken: Jetzt wär's schon bald Zeit, daß ich mich um ein Dirndel umschau.

In diesem Augenblicke pochte es unterhalb des Fußbodens und der Bauer unten in der Stube rief: „Leo! Es ist Zeit!“

Der Bauer sagt's auch, dachte sich der Jungbub und drehte sich wieder auf die rechte Seite. „Es ist Zeit zum Aufstehen!“ rief der Bauer. Zur Bestätigung dessen krächte der Hahn das 2. Mal.

„Dummes Geschrei!“ brummte der Leo, „ich werd' ja nit liegen bleiben.“

Als er aus dem Bette stieg, machte er einen ernstlichen Voratz. — Schon lang kunnt ich Eine haben, wenn ich kein solcher Traumichnit wär! Was thut denn der Egg-Simmerl? Ist um ein Jahr jünger als ich und hat alle Samstag-nacht sein Standel beim Fensterl? Und der Heibel-Mary! So oft er einen Finger ausstreckt, bleibt Eine dran hängen. Ich bin auch nit schlechter. Auf's Jahr komm ich zu den Soldaten. Das Maß hab' ich heuer schon. Ist ja eine Schand, Soldat werden und daheim keinen Schatz verlassen können. Und wenn sich der Mensch vor den Weibsbildern fürchtet, was erst vor dem Feind? Kurasch, Leo, Kurasch!

Während dieser Morgenandacht hatte der Jungbub sein Gewand angezogen und sein Haar ausgebürstet. Wenn man ein Dirndel haben will, muß das Haar ausgebürstet sein. Weil er keine Haarpomade hat, so nezt er zwei Finger mit der Zunge und streicht damit an den beiden Schläfen die Locken nach vorne.

Als er hierauf die dunkle Stiege hinabsteigt,

steht unten im Vorhause ganz nahe an der Stiege die Jungdirn. Er erkennt sie sofort, streicht sogar ein wenig an ihre Achsel, sagt aber nichts als: „Oha! Da hätt' ich bald wen umgestoßen!“

Als er in die Gefindestube tritt, denkt er: Das ist dumm gewesen, daß ich sie nit besser angerebet hab', die Regerl, und ihr Eins aufs Göscherl druckt. Ist eh so wunderfekten, daß Die an der Stiegen steht.

Der Bauer steht am Tisch und schneidet Brot in die Milchsuppe.

„Geh,“ sagt er zum Leo, „setz' dich gleich dran. Du mußt heut auf Sankt Mirten hinaus um Aepfel. Zwei Mezen hab' ich kauft beim Stadlhofer, fah's auf was Platz hat und tragts heim. Die Regerl geht mit dir!“

Die Regerl geht mit? Da stuzte der Knab' und jetzt können wir ihn einmal ansehen. Er ist hoch aufgeschossen aber gefüg (schlank, schmal). Ein schier feines Gesichtel und noch kein Bart, halbbraune sanfte Augen, die aber manchmal aufblitzen und ein freundliches Feuer zeigen. Wenn der Kopf mit dem Flachshaar nicht etwas zu sehr nach vorn geneigt, die Brust ein wenig mehr herausgekehrt wäre und die Kniee nicht die spizen Kniee machten, die sie eben machen, so wär's ein sauberer Bursch. Nun, das wird sich bei den Soldaten schon geben.

Kaum wir also den Jungbuben fest haben, tritt auch schon die Jungdirn in die Stube. Sie ist bereits fertig, hat ein Gewand an, das für den Sonntag etwas zu „leicht“, für den Werktag zu gut und für ein Aepfeltragen von Sankt Mirten her just recht ist. Die Regerl lächelt ein bisschen, ich weiß aber nicht warum. Ursache hat sie dazu, denn sie ist eine frische, dralle Dirn. Weiß Gott, wie viele Liebhaber sie schon hätte foppen müssen, wenn sie nicht einen Schaden hätte mitten im Gesicht. Mitten in der Oberlippe, wo bei anderen Leuten das feine Rinnlein ist, hat sie eine Scharte bis zur Nase hin, die Leute nennen das Hasenscharte und die Burschen haben das Vorurtheil, daß nicht es sich darauf wohl buffeln ließe, „weil die Buffeln alle hineinfallen“. Diejenigen, welche sich über das Vorurtheil hinaussetzen, sollen sich aber nicht zu beklagen haben.

Nun, jetzt essen sie miteinander die Milchsuppe, dann nimmt er einen Hanffack und nimmt sie einen Hanffack und nachher gehen sie miteinander davon. Es ist noch finster, der Leo geht über den hartgefrorenen Boden voraus, die Regerl geht hinter ihm drein.

„Ist noch nit einmal der Morgenstern auf,“ sagt er.



„Nein,“ sagt sie, „der Morgenstern ist noch nit auf.“

„Hopfa!“ sagt er, denn er war über einen Stein gestolpert.

„Fall nit,“ sagt sie.

Sie kommen in den Wald.

„Thun wir doch ein bissel stader gehn,“ sagt die Kegerl, „sonst kommen wir zum Ländkreuz, eh es licht wird.“

„Das macht ja nichts,“ sagt er.

„Jesses!“ sagt sie, „weist es denn nit, Leo, daß es gespenstern thut beim Ländkreuz?“

„Gespenstern? Alsdann laufen wir, daß wir bald hinkommen, gespenstern möcht ich einmal sehen!“

Denkt sich die Jungdirn: Wenn du in Allem so viel Kurasch hättest!

„Thun wir uns zusammenhalten allzwei,“ schlägt sie vor, „nachher fallen wir nit so leicht.“

„Thun wirs,“ gibt der Bursche bei und sie hängen sich Arm in Arm.

Jetzt ists, dachte der Leo, jetzt hab ich sie an der Hand, wie es so lang mein Verlangen ist geweest. Was ist dran? Dran ist schon was, aber schamen thu ich mich. Und wenn mir nur eine schicksame Red' wollt' einfallen.

„Geh'n wir halt miteinander Aepfel tragen, gelt!“ sagt er.

„Geh'n Aepfel tragen, ja,“ antwortet sie.

Er spürt etwas wie Athemnoth. „Der Fußsteig ist doch zu schmal für Zwei nebeneinand,“ sagt er und läßt ihren Arm los, und gehen hierauf wieder hinter einander. Als sie jedoch in die Nähe des Ländkreuzes kommen, das am Waldrande steht und wo manchmal zur nächtlichen Stund ein geisterhaftes Lichtlein gesehen oder ein Todtenvogel gehört wird, hängt sich die Jungdirn neuerdings an den Leo und weit fester als vorhin, denn wer so große Angst vor den Geistern hat, der flüchtet sich gern zu den Leibern.

„Jetzt steigt er auf!“ rief der Leo plötzlich.

„Am Gotteswillen, wer?“ hauchte die Kegerl erschrocken.

„Der Morgenstern“

Und war auch so. Es kam allmählich der Tag und das bereifte Gras, über welches sie nun schritten, knisterte immer unter den Füßen.

Wenn wir nur erst rasten, dachte sich der Bursche, nachher nehm ich sie um den Hals. Als die Sonne aufging und sie an einen Reifigstoß gekommen waren, gestand die Jungdirn, daß sie schon müde sei. Sie setzten sich auf das Reifig, ganz nahe setzten sie sich zusammen und der Leo dachte: Jetzt kunnt ich sie schön um den Hals nehmen, wenn mir nur die Sonne nit so in die Augen scheinen thät. Will doch lieber warten, bis es wieder dunkler ist. Und bös kunnt sie auch werden, wenn ich jetzt beim helllichten Tag so Dummheiten wollt' ansfangen.

Sie rückten wieder an. Jetzt gings eine Stunde lang in der schönsten Gegend dahin und der Leo freute sich schon auf den Heimweg. Da wollten sie sich Zeit lassen und Aepfel essen.

„Ist du gern Aepfel, Kegerl,“ fragte er seine Genossin.

„Wer wird denn nit gern Aepfel essen?“ gab sie schier unwirsch zurück.

Mittlerweile war allmählich der Himmel trüb angelaufen und als unsere zwei Leutchen nach Sankt Mirten kamen, begannen zarte Flöcklein zu rieseln.

„Jetzt kommt der Winter,“ sagte der Leo.

„'s ist schon den ganzen Weg her so frostig gewesen,“ antwortete die Jungdirn.

Sie gingen zwischen Obstgärten hin. Auf einzelnen Bäumen prangten noch die schwellenden Früchte: buttergelbe Aepfel und blaubereifte Zwetschen. Ein wonniger Anblick für Leute aus dem Hinterberge, besonders wenn sie ledern sind.

„Daß aber bei uns auf dem Hinterberg gar kein Obst wachsen will!“ bemerkte der Bursche.

„Auf dem Hinterberg wächst nichts Gutes,“ antwortete die Kegerl, „will eins was haben, so muß man nach Sankt Mirten heraus. Ich möcht' am liebsten gleich dableiben.“



„Thun wir uns zusammen allzwei, nachher fallen wir nicht so leicht.“



„Wär nit übel!“ sagte der Leo.

So kamen sie glücklich zum Stadlhofer. Der alte Stadlhofer war sehr hager und sehr schlank und durchaus krumm, krumme Beine, krumme Ellbogen, einen krummen Rücken und eine krumme Nase. Zum Glück nahm er die zwei Leute aus den Hinterbergen nicht krumm, sondern brachte ihnen einen Krug mit Apfelmost. Die Regerl trank ihn gern süß wie er war, der Leo hätte ihn lieber etwas mehr gegohren gehabt, denn er war für die „Schneid“. Jetzt war auch der junge Stadlhofer da, an dem war nichts krumm als der Blick, mit welchem er den Jungbuben anschaute. Er schnitt von einem großen Laibe Brot ein Stück ab, schob es der Regerl hin und gab ihr den guten Rath, das weiße Stück Brot in den süßen Most zu tauchen und dann in den Mund zu stecken. Das that die Jungbirn etliche Mal und wurde lustig dabei.

Als sie lustig war, gingen die Dreie, der Leo, die Regerl und der gerade Stadlhofer in den Keller hinab, um die Äpfel einzusaden. Da waren an den Wände große Haufen von schönen rothen und gelben Äpfeln aufgespeichert und während die Beiden vom Hinterberge dastehen und sich hell verwundern über das viele Obst, muß der junge Stadlhofer hinauf gehen und den alten fragen, von welcher Sorte er einzusaden

„Wirst schon an mich denken, ich wett' darauf“, sagte der Stadlhofer. wenig an mich.“ lassen soll. Der Alte redet eine Weile so herum, er möchte nicht die bessere und auch nicht die schlechtere Gattung wegtragen lassen. Den jungen Leuten im Keller wird die Weile lang, und wie der Leo nachsehen will, wo der Stadlhofer so lange steckt, merkt er, daß die Kellerthür ins Schloß gefallen ist, der Schlüssel steckt von außen und sie sind eingesperrt. Dem Leo sprang vor Schreck alles Blut zum Herzen, die Regerl erschrad nicht, sondern lachte über die Todtenblässe des Burschen. Zum Glück kam nun der junge Stadlhofer wieder, öffnete und belehrte die Beiden, daß, wenn der Mensch im Keller sei,

der Schlüssel niemals außen, sondern stets innen stecken müsse. Er steckte ihn auch sofort in diesem Sinne um. Wie sie hernach Äpfel einzusaden sollen, merkt der Leo erst, daß er seinen Sack oben in der Stube beim Mostkrug vergessen hatte. Er geht die finstere Stiege hinauf, um ihn zu holen und derweilen hält im Keller die Regerl ihren Sack auf und der junge Stadlhofer schüttet ihr mit einer Handschaufel Äpfel ein.

Wie der Leo von der Stiege herab mit seinem Sack zur Kellerthür zurückkommt, ist sie wieder in das Schloß gefallen und diesmal steckt der

Schlüssel von innen. Als bald schlägt er einen Höllelärm, denn es ist kein Spaß — die drinnen können im Keller bei verschlossener Thür leicht ersticken. Zu seinem Troste hört er ein Lebenszeichen.

„Heißt das Äpfel einzusaden?“ schreit die Regerl hell, „ich nehm', was mein Bauer gekauft hat und sonst nichts.“

Endlich war die Thür wieder offen und nun wurde auch der Sack des Leo angefüllt. Hernach band sich der Bursche seine Last auf den Rücken, und die Jungbirn that dasselbe mit der ihrigen. Der gerade Stadlhofer half ihr dabei. Als sie — der Leo voran, die zwei Andern hinterdrein — die Stiege hinaufgingen, flüsterte der junge Stadlhofer dem Dirndl ins Ohr: „Denk halt manchmal ein



„Kommt mir einfallen!“ rief die Regerl, „ich hab' an mich selber zu denken.“

„Ist das dein Ernst?“ fragte er.

„Ja, zum Spaßmachen ist's mir zu finster, da auf der Stiegen.“

Der Stadlhofer legte seinen Arm um den vollen Sack, den die Jungbirn auf dem Rücken trug und sagte geschmeibig: „Wirst doch an mich denken, ich wett' drauf.“

Draußen war Alles weiß und dicht fielen vom Himmel die Flocken. Die Obstbäume neigten tief ihre Aeste, denn an den Rest des Laubes schmiegte sich der Schnee. Unsere beiden Äpfel-



träger schritten fürbaß, der Leo voran, die Regerl hinten drein. Er trat ihr den Pfad und fragte manchmal: „Tragst schwer, Regerl?“

„Der Sack ist nit gering,“ antwortete sie. Doch nach einer Stunde, als der Bursche in dem immer dichter werdenden Schnee unter seinem Bündel keuchend dahinschritt, ging die Jungbirn immer noch hübsch aufrecht. Ihm war um's Rasten, sie war noch gar nicht müde.

„Scham dich!“ rief sie ihm zu, „du bist ein Mannsbild und ich ein Weibsbild. Und ich bin stärker wie du.“

„Ich wollt' mich gern schamen,“ versetzte er, „aber es wird halt nit viel helfen. Mein aufgebundener Buckel schmerzt mich sacrisch.“

„Geh, was du sagst!“ lachte sie, „so ein Sackel tragen ist ein Kinderpiel! Man gewohnts, und statt schwerer wirds alleweil leichter. Man gewohnts.“

Es dunkelte schon der Abend, als sie den Wald hinanstiegen gegen ihr Bauernhaus auf dem Hinterberge. Da blieb die Regerl plötzlich stehen und sagte: „Leo, jetzt schreckt mich was!“

Er wendete sich nach ihr um.

„Jetzt getrau ich mich nit nach meinem Aepfelsack zu schauen,“ sprach sie ganz verzagt. „Ich hab hinten was hinabpat-schen gehört. Jesses Mar-rossas! Leo, mein Aepfelsack hat ein Loch.“

Und jetzt nahmen sie es wahr. Das Rückenbündel der Jungbirn hatte unterhalb ein Loch, und da war den langen Weg her nach und nach Apfel um Apfel herausgeschlüpft und in den weichen Schnee gefallen. Mehr als zur Hälfte war der Sack jämmerlich eingeschrumpft und die Regerl wollte vor Schreck selber in den Schnee fallen. Sie fiel aber nur an den Leo hin, der festgestemmt dastand.

Als sie so weit wieder zu sich kam, ballte sie die Fäuste und rief mit Zähneknirschen: „Du verfluchter Stadlhofer-Bub, du höllischer!“

„Was kann denn der Stadlhofer dafür!“ sagte der Leo.

„Der jung' Stadlhofer, der hat mir den Sack aufgezwickt!“ schrie sie, „ah, darum hat der Dumy gesagt, ich thät' schon noch an ihn denken, er wollt' darauf wetten. Weil ich ihn nit mag, den schlechten Lotter, so hat er mir das angethan. Den Aepfelsack hat er mir aufgezwickt. Jetzt weiß ich's! Wie wir über die Kellerstiegen sind gegangen und er mir seinen Arm so hat umgelegt, da ist's geschehen. Oh du verdangelter Spitzbub, Du!“

„Was hilft das Geschrei!“ sagte der Jungbub, „das Loch hast, da hilft dir Alles nichts, und die Aepfel sind auch hin.“

„Aber Jesseles, na, was fang' ich jetzt an?“ klagte sie, „was wird mein Bauer sagen!“

„Für's Erste,“ versetzte der Bursch, „stopfen wir einmal die Klast zu.“ Er thats mit Flechten, die er von einem Fichtenbaum gerissen. „Nachher schütt' ich Dir von meinem Sack in den deinen Aepfel über und sagen zum Bauer, wir hätten in dem Hölle-wetter nit mehr als so viel tragen mögen, und das Weitere werd' ich mit dem Stadlhofer ab-machen.“

So geschah es. Und als sie wieder dahin gegangen waren und schon gegen das Haus kamen, blieb die Regerl noch einmal stehen, wendete sich gegen den Jungbuben und sagte: „Wenn Du nur um Gotteswillen

kein so eiskalter Holzkloß wärest! Schau, du bist sonst ein so guter Kerl!“

„Meinst?“ entgegnete er und guckte sie ein wenig schief an. „Regerl, paß auf, bis der Holzkloß erst brennend wird! Der macht dir noch warm. Paß' auf.“

Ihr Leute, das war ein prophetisches Wort. Schon in der allernächsten Zeit entzündete sich der „eiskalte Holzkloß“ und es entstand ein solches Feuer, daß es in der Kammer der Regerl sonnenlicht war Tag und Nacht.

„Ich weiß nur ein Mittel es zu löschen,“ sagte der Bauer auf dem Hinterberge, „wenn



„Was hilft das Geschrei, das Loch hast, da hilft Alles nichts!“



das nichts nützt, dann ist's unlöslich. Heirathen wir sie zusammen."

Nach einigen Jahren geschah das — die wabende Lohe verlosch allmählich, aber die Blut glüht roth und manchmal Funken sprühend noch immer fort und erwärmt das Häuschen des Ehepaars.

Der gerade Stadlhofer aber, der ist krumm geworden, wie sein Vater einst gewesen; er haucht sich manchmal in die Hände, denn es fröstelt ihn, und in seinem Hause ist keine Blut, welche die finsternen Winkel erhellen und sein Leben erwärmen könnte.

Auch hat er längst keine Äpfel mehr zu verkaufen.

### Gut gesagt.

Der wegen seines Freimuthes, seines köstlichen Wises und — seines unglücklichen Schicksals bekannt und berühmt gewordene schwäbische Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart saß einmal im Jahr 1776 in der damals freien Reichsstadt Ulm, wo er, vertrieben und gestücht aus seiner württembergischen Heimat, die Herausgabe seiner mit großem Anklang aufgenommenen Zeitschrift „Deutsche Chronik“ betrieb, im Kreise einiger Freunde und Verehrer im „Goldenen Ochsen“ und erfreute dieselben durch seine ihm in hervorragender Weise verliehene Gabe zur Improvisation, der Kunst nämlich, ohne Vorbereitung aus dem Stegreif über ein beliebiges, ihm aufgegebenes Thema, Gedichte zu sprechen. Ueber jeden der Anwesenden hatte er schon einige durch Geist und Witz sich auszeichnende, vielbelachte Verse gemacht und nur ein Herr von Reinöl, der allenthalben seiner geistigen Beschränktheit wegen bekannt war, war noch als Einziger vorhanden, der „sein Theil noch nicht wegbekommen“ hatte. Dies empfand der dickleibige Herr als eine Art von Zurücksetzung und er verlangte darum von Schubart fortwährend, er solle auch über ihn ein Verslein machen, was der Dichter jedoch ebenso fortwährend ablehnte.

„Gellet Se“, rief da endlich der gekränkte „Edle“ in seinem breiten schwäbischen Dialekte, „über mi wisset Se halt nex, Herr Schubart, drum saget Se au nex!“

Ein boshaftes Lächeln spielte bei diesem Zuruf um Schubarts Lippen und spöttisch erwiederte er dem Dränger, er wüßte schon etwas über ihn zu sagen, aber er müsse fürchten, damit des hochedlen Herrn Mißfallen und Aerger zu erregen.

„Noin, noin“, rief jetzt Herr von Reinöl wieder, „i werd' g'wiß net bös, ganz g'wiß net: saget Se's no, wenn Se was wisset!“

Da nahm Schubart erst einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase und unter lautloser Stille seiner Tischgenossen improvisirte er nachfolgende Verse:

Du Mann mit Deiner dicken Wampe,  
Von Reinöl,  
Du hast in Deiner Geisteslampe —  
Kein Del!

Ein allgemeines Gelächter brach da los, in welches miteinzustimmen der etwas verblüfft dreinschauende „Besungene“ für das klügste hielt. Dann aber, uneingedenk seines Versprechens, „net bös“ werden zu wollen, trank er sein Schöpplein aus und ging ohne Gruß heim.

Seit diesem Tage hatte Schubart, der sich „durch sein böses Maul“ schon so viele Feinde gemacht hatte, einen solchen in der Person Reinöls mehr.

Kaum ein halbes Jahr später, im Januar 1777, wurde der unglückliche Dichter — der durch eine ähnliche Improvisation, seine bekannte beißende Satyre

„Als Dionys von Syrakus  
Aufhören muß  
Tyran zu sein,  
Ward er Schulmeisterlein.“

den hohen Gründer der Karlschule, den Herzog Karl von Württemberg, tödtlich beleidigt hatte — auf württembergisches Gebiet nach Blaubeuren gelockt, verhaftet und auf den Hohenasperg verbracht, wo er zehn Jahre lang in strenger Haft schmachten mußte. Damals triumphirte Reinöl, der an jenem Tage zum erstenmale wieder in den „goldenen Ochsen“ kam. „Der Schubart hat doch no weniger Del in seiner Lamp' g'hatt, als i,“ — soll er zu den daselbst versammelten Freunden des Dichters gesagt haben — „denn i wär' net nach Blaubäure gange, wenn i in seiner Haut g'steckt wär': ganz g'wiß net!“

### Die deutsche Kaiserfamilie.

Wir haben das Reproduktionsrecht von nebenstehendem schönen Bilde der deutschen Kaiserfamilie erworben. Die Glieder des Kaiserhauses sind:

1. † Kaiser Wilhelm.
  2. Kaiserin Mutter Augusta.
  3. Kaiser Friedrich.
  4. Kaiserin Vittoria.
  5. Kronprinz Wilhelm.
  6. Kronprinzessin Wilhelm.
  7. Prinz Friedrich Wilhelm.
  8. Prinz Eitel Friedrich.
  9. Prinz Adalbert.
  10. Prinz August Wilhelm.
  11. Großherzog Friedrich von Baden.
  12. Großherzogin Luise von Baden.
  13. Erbprinz Bernhard von Meiningen, Schwiegersohn des Kaisers Friedrich.
  14. Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, Tochter des Kaisers Friedrich.
  15. Prinzessin Feodora v. Meining. Töchterchen d. D.
  16. Prinz Heinrich, Sohn des Kaisers Friedrich.
  17. Prinzessin Irene von Hessen, dessen Gemahlin.
  18. Prinzessin Vittoria.
  19. Prinzessin Sophie.
  20. Prinzessin Margarethe.
- } Söhne des Kronprinzen Wilhelm.  
} Töchter des Kaisers Friedrich.







### Der Grenzzapfenstreich.

Es war noch in der Zeit des souveränen Bundes, wo der deutsche Michel bei seinem Nachbar hoch beliebt war, weil er nichts weiter verlangte, als ruhig seine Pfeife rauchen und philosophische Betrachtungen anstellen zu dürfen, — wo kein Schnäbele und Boulanger auf der einen — und kein Katkoff und Ignatieff auf der andern Seite jeden Augenblick den friedliebenden Leuten den Angstschweiß austrieben, eine Zeit, wo noch die Schüllinge groß und die Steuern klein waren — da ereignete sich einmal an der französisch-badischen Grenze ein recht spaßhafter Vorfall.

In Kehl stand jeweils eine Infanterieabtheilung, welche auf ein paar Monate dahin kommandirt war, um die deutsche Grenze zu schirmen, denn mitten auf der Schiffbrücke stand der blau-

weißrothe französische Grenzpfahl und hart hinter demselben ein rothhohes Sou-Michels, welches die Gr-r-r-ande-Nation repräsentirte, — jenseits aber eine starke Brückenwache, die von dem nahen Straßburg auf 24 Stunden an den Rhein kommandirt wurde.

Sobald nun im Winter die achte, im Sommer die neunte Stunde von dem Kehler

Kirchthurm ertönte, so schlug der französische Tambour von drüben den Zapfenstreich bis auf die Mitte der Rheinbrücke und ebenso der badische Trommler von dem diesseitigen Ufer bis ebendahin, d. h. sie sollten den Zapfenstreich schlagen, aber die Nacker thatens nicht. Das Gleiche war mit der Tagreveille der Fall.

Eines Abends kehrte der Kommandant von Kehl aus der Post, wo er jeden Abend mit dem Oberzollinspektor seine Parthie Whist zu spielen pflegte, etwas früher als gewöhnlich in seine Wohnung zurück, wohin ihn sein Spielgenosse begleitete. Plötzlich horchte er auf:

„Sagen Sie einmal, Herr Oberzollinspektor, täusche ich mich, oder schlägt nicht heute nur der Franzose von drüben die Retraite — ich höre nur eine Trommel.“



„Warum schlägt er nur den halben Zapfenstreich er verdammt er, he?“

„Da haben sie ganz richtig gehört, Herr Kommandant, es trommelt ganz sicher nur einer. Das ist aber schon lange so — ich habe mich schon oft gewundert und darüber nachgedacht, was die Ursache sei. Meine Leute vom Zoll meinen, es sei wegen der Verschiedenheit der Uhren. Hören Sie, eben fängt der Badenser an.“

„Wahrhaftig — aber die Uhren können nicht schuld daran sein; die Franzosen lösen ja nach der Kehler Uhr ihre Posten ab, weil sie die Straßburger nicht hören. Aber — jetzt höre ich deutlich — unser Tambour kommt uns ja näher, also von drüben herüber, folglich hat er auf dem Hinweg nicht getrommelt. Da soll ja ein siediges Donnerwetter dem Steckenmusikanten auf den Kopf fahren!“

Damit eilte der Herr Kommandant so schnell

ihn seine Beine tragen wollten auf die Brückenwache, und kam gerade an, als der Trommler die letzten Töne des lieblichen:

„Geht heim, geht heim, ihr Lumpenhund, Und wer nicht geht der wird gepumpt,

Gepumpt, gepumpt — gepumpt —“ in die Luft hinaus wirbelte.

Mit einem Griff hatte der wü-

thende Kommandant das unglückliche Wirbelthier am Kragen.

„Ihn soll ja ein Schock Millionen Donnerwetter! — Warum schlägt er nur den halben Zapfenstreich, er Nichtsnutz, er verdammt er, he?“

Ehe aber der verdutzte Kalbsfellrakler eine Antwort fand, fiel des alten Herren Blick auf die Trommel, welche vom trüben Lichte der ärarischen Wachlaterne beleuchtet war.

„Wa — wa — was? Das ist ja, bei Gott, eine französische Trommel. Blau-weiß-roth an den Sargreifen — Höllenelement — Das muß standgerichtlich untersucht werden.“

So kam es auch und der ganze faule Schwindel trat ans Tageslicht.

Die Herren Tambours, die in Frankreich sowohl als in Deutschland für ihre Bedürfnisse



viel zu schlecht bezahlt wurden, hatten schlauerweise ihren Finanzen aufhelfen wollen und schmuggelten — schmuggelten im Auftrage von ein paar spekulativen Geschäftsmännern. Abends brachte der badische Tambour seine mit Zigarren gefüllte Trommel dem französischen Kameraden, der seine Retraite schon geschlagen, tauschte auf der Mitte der Brücke mit diesem die Trommel und schlug auf dem französischen Mandalierkasten seinen Zapfenstreich heimzu.

Morgens bei der Reveille ging es umgekehrt, nur war die Schmuggelertrommel mit Spitzen gefüllt.

Der Herr Oberzollinspektor machte große Augen.

Damals war noch kein Deutschenhaß zu verspüren, und der rothhosiige tourlourou theilte ehrlich den Gewinn mit dem badischen Fellkrafler. Gleiche Brüder — gleiche Klappen!

Freilich küßten sie die geniale Erfindung schwer, die braven Knaben — der Franzose in der ungeheizten Salle de police ohne Bett und Decke, und der Deutsche mit dreimal 6stündigem Krummschließen, daß sich die Knochen bogen. — Aber schön war's doch!

### Sonst und jetzt.

„Ach Gott, was ist das Leben heutzutage so theuer!“ hört man in unseren Tagen so manche Hausfrau seufzen, wenn sie aus ihrem „bischen Wochengeld“ sieben gleiche Theile macht, um damit die täglichen laufenden Ausgaben ihrer Haushaltung zu bestreiten, und dabei nicht weiß, wie sie's machen soll, um damit auszureichen. „Da war's doch in früheren Zeiten, vor vier- oder fünfhundert Jahren, besser und leichter für eine Hausfrau für Küche und Keller zu sorgen“ fügt sie dann wohl bei, ohne eigentlich zu wissen, wie es damals war und was das Leben kostete. Darum, daß sie auf etwaiges Befragen hierüber Rede stehen und Antwort geben kann, will's ihr der Kalendermann sagen, denn er hat's zufällig in einer alten Chronik, die in der Stuttgarter Bibliothek aufbewahrt wird, gelesen.

Damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, rechnete man in vielen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes — denn das Geld war nicht überall gleich — nur nach Groschen und bei größeren Beträgen nach Schocken. Ein Schock hatte 20 Groschen, ein Groschen 12 Pfennige, ein Pfennig 2 Heller und ein Heller 2 Scherf. Für diese damals landesüblichen Münzsorten, auch für die vom geringsten Werthe — die Scherflein nämlich — konnte man mancherlei einkaufen, was heutzutage schweres Geld kostet. Man be-

zahlte nämlich für ein Paar starke Lederbundschuhe 5 Groschen, für eine Elle farbiges Tuch zu Kleidern gab man 6 Pfennig bis 1 Groschen, für die Elle grober Hemden-Leinwand 4 Pfennige, für feinere 5 Pfennige. — Ein Pfund Salz kostete ein Scherf, 1 Pfund Mehl 1 Heller, eine Burg (vier Stück) Eier ebenfalls 1 Heller, eine Maß „ungewässerte“ Milch 1 bis 1,5 Heller, ein Ballen (ein Pfund) Butter 1 Pfennig, ein vierpfündiges Brod 1 Pfennig, ein Pfund Fleisch 4 Pfennige, eine Kanne Wein — die zu jener Zeit von recht ansehnlicher Größe war — 6 Pfennige, eine Kanne Bier 2 Pfennige. Alle übrigen Lebensbedürfnisse — der Kalendermann kann sie nicht alle anführen, da ihrer zu viele sind — waren in ähnlicher Weise von vorzüglicher „unverfälschter“ Güte und „spottbillig“.

Eine Hausfrau von dazumal konnte darum an einem Wochenmarkttag ganz gut zu ihrer Magd sagen: „Kathrine oder Sabine, hier hast Du einen Groschen, gehe auf den Markt und kaufe Milch und Mehl, Eier und Schmalz (Butter), Brod und Salz, eine Kanne Bier, auch Fleisch kaufe mir, komm' dann bei Zeit nach Haus und bring' das übrige Geld heraus!“

Heutzutage, wenn eine Hausfrau ihre Kathrine auf den Markt schickt, muß sie ihr wohl erheblich mehr Groschen mitgeben, wenn sie alles das einkaufen soll, was die Kathrine von dazumal für zusammen 9 Pfennige, 1 Heller, 1 Scherf bekam. Der Kalendermann will's jeder Frau selbst überlassen, auszurechnen, was es in der Jetztzeit bei den gegenwärtigen Marktpreisen kosten würde, nur möchte er sie daran erinnern, daß sie dabei auch den „Marktgroschen“ mit in Rechnung bringen möge der vor 500 Jahren auch noch nicht üblich war, heutzutage aber von jeder Kathrine oder Sabine „gemacht“ wird. Davon kann ja jede Hausfrau, wenn sie ihrem Küchendragoner auch noch so sehr auf die Finger sieht, ein Liedlein singen — aber kein schönes. Es ist eben einmal so in der heutigen Welt — leider Gottes, jetzt der Kalendermann hinzu, denn er glaubt kaum, daß sie sich in dieser Beziehung bessern wird.

### Eine „schmierige“ Geschichte.

Eine Theater-Humoreske.

Weißt Du, lieber Leser, was eine „Schmiere“ ist? „O ja,“ wirst Du sagen, wenn Du zufällig ein Schuster oder ein Wagner bist, „ich schmiere“ doch meine Stiefel oder meine Räder am Wagen nicht mit Reisbrot!“



„Auch ich weiß es,“ ruft vielleicht ein kleines Mädchen, das gerne nascht, „es ist Eingemachtes, das man auf's Brod ‚schmiert‘!“

„Eine Salbe zur Stärkung der Kopfhaut ist's!“ meint ein Glaskopf.

„Nein, nein — ein Buckel voll Schläge ist damit gemeint!“ sagt etwas verschämt ein Schneidergeselle, der beim Tanz am vergangenen Sonntag gehörig ‚abgeschmiert‘ wurde.

Aber der Kalendermann erwiedert allen zugleich: Nichts von allem dem ist „die Schmiere“, die ich meine, und damit ihr vor Beginn meiner „schmierigen Geschichte“ wißt, was darunter zu verstehen ist, so will ich's euch sagen. Eine Schmiere ist — eine

wandernde Theatergesellschaft von sehr untergeordnetem Range und zweifelhaften Kunstleistungen, eine „Künstlertruppe“, wie sie sich in Dörfern in der Gemeindefeuer oder im Tanzsaal des Gasthauses „zum Ochsen“ oder „zum Kreuz“ vor dem mehr oder weniger entzückten „hochgeehrten Publikum“ in Ritter- und Räuber-Komödien gegen Eintrittsgeld von 20 und 10 Pfennigen oder „Entrée nach Belieben“ produziert.

Das, lieber Leser, ist eine „Schmiere“ und von einer solchen will dir jetzt der Kalendermann ein Geschichtlein erzählen, das er selbst in einem Dorfe der bairischen Pfalz miterlebt hat.

Es war im Herbst des vorigen Jahres, als der Kalendermann nach D. . . . . kam und nach Besorgung seiner Geschäfte — denn er ist ein vielgeplagter Mann und hat stets alle Hände voll zu thun — bei sich dachte: „Ein halbes Schöppllein oder nach Umständen auch ein ganzes könnte dir jetzt nicht schaden — hat dir nicht der Doktor verordnet, zur Hebung deiner Kräfte hie und da ein Gläslein guten Weines zu trinken? Nun, deine Kräfte können jetzt eine kleine ‚Hebung‘ brauchen und ‚gut‘ ist ja der Wein im ‚Schwanen‘ auch, das weißt du ja von früheren Besuchen her.“ — Also ging er hinein in die Wirthsstube

und bestellte sich ein Schöppllein — er wollte den Wirth nicht zweimal in den Keller laufen machen — aus dem großen Faß gleich links neben der Treppe, auf dem die schwarze Kaze sitzt. Bis es kam, musterte er die Wände der Gaststube und da fiel ihm denn gerade unter dem Bilde des deutschen Kaisers ein „geschriebener“ Zettel in die Augen, auf welchem mit Riesenbuchstaben stand:

„Mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung: Heute Sonntag, den 24. Oktober 1888, zum erstenmale: „Macbeth.“ Großes historisches Ritter-, Geister- und Hexenschauspiel von Schäcksbier, verbessert von Direktor Friedrich Schlamp. — Anfang 5 Uhr. — Ende 8 Uhr. —“



Wie ein Pfeil am Bogen schnellte er vorwärts, und erwißte mit der einen Hand den falschen Jopf der Direktorin.

auf dem Bruchsaler Gymnasium sein? Wilhelm hieß dieser auch — es wäre wirklich ein seltsames Zusammentreffen, wenn er ein „Schmiere-Künstler“ geworden wäre!“

So denkend sah er auf die Uhr; es war noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Beginn der „Ritter-, Geister- und Hexenkomödie“. Er trank deshalb langsam sein Schöppllein aus und ging dann in's „goldene Schiff“, wo die Vorstellung gerade begann. Es war eine schauerhafte Bearbeitung oder vielmehr „Verarbeitung“ des großartigen Shakespeare'schen Trauerspiels und der Kalendermann hätte nach den ersten Auftritten jedenfalls auf den weiteren „Genuß“ des Stückes

„Alle Wetter“, dachte da der Kalendermann, „diesen verbesserten Shakespeare oder ‚Schäcksbier‘ solltest du dir doch ansehen, du weißt ja ohnedies nicht, wie du den Abend todtschlagen sollst und — 20 Pfg. für ein Billet auf den ersten Platz kann man ja dranwagen!“

So dachte er und las das im Stück vorkommende Personenverzeichnis durch und da stieß er plötzlich auf den Namen Wilhelm Morath, der als Darsteller des Banquo auf dem Zettel verzeichnet stand. „Morath?“ fuhr es ihm da durch den Kopf, — „sollte dies vielleicht gar dein ehemaliger Schulkamerad

verz  
Ban  
erfa

der  
und  
war  
Bü  
für  
dem  
stan  
eine  
und

Taf  
beth  
der  
jaß  
and  
Pla  
war  
der  
das  
aus  
steh  
auf  
sen  
mit

gab  
zug  
ger  
Au  
Se  
fen  
ha  
den  
mä  
sch  
S  
fö  
lic  
sch  
ein  
na  
ke  
D  
ru  
fr  
W  
je  
de  
F  
w  
d



verzichtet, wenn er nicht in dem Darsteller des Banquo wirklich seinen Bruchjater Schulfreund erkannt hätte. Diesem zulieb hielt er aus und — ließ die Schaugeschichte über sich ergehen.

Endlich kam die Gastmahlsscene, in welcher der Geist des ermordeten Banquo zu erscheinen und sich an die gedeckte Tafel zu setzen hat. Alles war trefflich hiezu vorbereitet. Quer über die Bühne herüber, welche mit kluger Benützung eines für Wirthschaftszwecke bestimmten Raumes an dem einen Ende des Saales aufgeschlagen war, stand ein gedeckter Tisch mit drei zinnernen Bechern, einer aus Pappdeckel gefertigten gebratenen Gans und einem Blumenstrauß. An der Langseite der

Tafel hatte die Frau Direktorin als Lady Macbeth Platz genommen, an der einen Ecke des Tisches saß Lord Lennox, an der andern Lord Hoffe. Der Platz neben der Direktorin war frei, denn hier hatte der Geist Banquos auf das gegebene Stichwort aus einer bereits offenstehenden „Versenkung“ aufzusteigen. Diese Versenkung hatte der Direktor mit genialer Erfindungsgabe aus dem „Bieraufzug“ in der Weise hergerichtet, daß er an das Aufzugsbrett 2 an starken Seilen über Rollen laufende Gewichte angehängt hatte, die den aufsteigenden Banquo mit einem mäßigen Gewichtsüberschuß langsam an seine Stelle neben der Lady befördern sollten. Unglücklicherweise aber hatte der

schlaue Direktor, der die Versenkung persönlich eingerichtet hatte und zur Probe mehrmals selbst „aufgestiegen“ war, das angehängte Gewicht nach seiner eigenen schwerwiegenden Persönlichkeit, nicht aber nach der des leibarmen Banquo-Darstellers regulirt und — man kann sich darum denken, was geschah, als die vom Hausknecht des Gasthauses bediente Maschine in Wirksamkeit trat. Kaum nämlich hatte Macbeth sein Stichwort ausgesprochen: „Ich trinke auf das Wohl der ganzen Tafel und meines lieben Freundes Banquo, den ich schmerzlich vermissen — wäre er doch hier!“ so rief der im Keller neben dem Maschinisten stehende Inspizient: „Laß ihn

los!“ Mit einem Gewichtsüberschuß von nahezu einem Zentner sanken da die Gewichtsteine in die Tiefe und rissen das Aufzugsbrett sammt dem daraufstehenden Banquo in die Höhe mit so furchtbarer Gewalt, daß der Geist, als das Brett in den Fußboden einschnappte, wie ein Pfeil vom Bogen in die Höhe schnellte und vorwärts über den Tisch hinwegflog. Instinktmäßig suchte der arme Banquo während seines unfreiwilligen Fluges sich irgendwo festzuhalten und erwißte mit der einen Hand den falschen Zopf der Direktorin, mit der andern streifte er dem als Macbeth figurirenden Direktor die Krone sammt der Perücke ab und fiel hierauf wie ein geprellter Frosch beim Souffleurkasten nieder.



Er fand den armen Teufel an der Seite ganz blau im Bette liegend.

Neuer Beifall erbrauste da und — noch dreimal rollte der Vorhang in die Höhe, denn so lange hielt die Flamme der bengalischen Beleuchtung an. Jetzt endlich legte sich der Beifallsturm und befriedigt über den Schluß der interessanten „Geisterkomödie“ gingen die Zuschauer heim.

Auch der Kalendermann dachte „Ende gut, Alles gut“, nahm seinen Hut und ging ebenfalls. Damit aber das Ende auch wirklich „gut“ wäre, trank er im Schwanen noch ein Schöppllein. Dabei aber dachte er, er müsse sich doch vergewissern, ob sein Schulkamerad bei seinem gespenstigen Todesprung „ganz“ geblieben sei, d. h. ob er nicht Arme und Beine gebrochen habe. Deshalb er-

Todtenbleich saßen die Lady und die Lords auf ihren Stühlen, der Direktor aber hatte die Geistesgegenwart, schnell den Vorhang fallen zu lassen, so daß das Publikum das komische Intermezzo als — wohlstudirten Aktluß ansah und in einen unermesslichen Beifallsturm ausbrach. „Bravo — raus, raus!“ schrie es auf allen Bänken, langsam hob sich der Vorhang wieder und — als lebendes Bild, unter bengalischer Beleuchtung zeigte sich die mit allen Zeichen des Schreckens und Entsetzens auf den im Vordergrund liegenden Körper Banquos starrende regungslose Gruppe Macbeths und seiner Tafelgäste.



kundigte er sich am nächsten Morgen nach der Wohnung des Herrn Morath und ging hin. Er fand den armen Teufel im Bette liegend, auf der einen Seite seines Körpers ganz „blau“ und vor Schmerzen stöhnend. Gleichwohl freute er sich sehr, einen alten Freund aus besseren Tagen zu sehen und machte eben Anstalten, aufzustehen, als es an seiner Stubenthüre abermals klopfte. „Herein!“ wimmerte der Arme und — wer erschien? Der Schmiere-Direktor.

„Guten Morgen, Herr Morath“, sagte er schmunzelnd in seinem bairischen Dialekte, — „wie geht's, — können's heut auftreten?“

„Wird kaum möglich sein, Herr Direktor,“ antwortete Morath ächzend, „ich bin ja am ganzen Leibe wie gerädert — was wollen sie denn aufführen?“

„No, natürli den Macbeth!“

„Sooo?“ rief da der Banquo-Darsteller unmutig — „und da soll ich wohl wieder so über den Tisch fliegen?!“

Der Direktor nickte lächelnd. „Nur noch fünfmal, Herr Morath“, sagte er bittend, „dann sind wir geborgen für den ganzen Winter!“

„Warum nicht gar!“ schrie Morath ganz entsetzt über diese Zumuthung. „Nie — niemals!“

„Gehen's zu, Herr Morath,“ sagte der Direktor jetzt sanft, „schauen's, i geb' Ihna für jede Vorstellung a Extra-Spielhonorar von drei Mark: gellen's, Sie thun mir den G'fallen?“

Der „gebläute“ Geist Banquos überlegte. „Gut“

sagte er endlich, „ich thu's — aber Vorausbezahlung des Spielhonorars bedinge ich mir aus dabei, denn — wenn ich Abends den Hals breche, so will ich mir doch vorher noch einen vergnügten Tag machen können!“

Schmunzelnd legte der Direktor einen Thaler auf den Nachtiisch. „Für die heutige Vorstellung, Herr Morath,“ sagte er, „morgen kriegen's wieder einen — wenn's nix brochen haben und spielen können!“

Wohlwollend nickte der Direktor dem versöhnten „Künstler“ zu und verließ händerreibend die Stube.

„Aber Schulkamerad,“ konnte sich jetzt der Kalendermann nicht enthalten zu sagen, „wie mögt Ihr nur für einen Thaler allabendlich Euren Hals riskiren!“

„Warum nicht?“ erwiderte der Schmierkünstler vergnügt lächelnd. „Für einen Thaler pro Abend würde ich noch mehr thun. Uebrigens ist's gar nicht so gefährlich,“ fügte er verschmigt mit dem einen Auge blinzend bei, „ich kann mich ja mit Watte und Berg drapiren, daß ich weicher falle. — Wollt Ihre meine Auferstehung und Himmelfahrt nochmals mitansehen, heute Abend? Wollt Ihr ein Freibillet?“

Aber der Kalendermann dankte ihm; er hatte genug an der einen Aufführung des „verbesserten“ Macbeth, die er Abends zuvor gesehen hatte.

„Einmal eine solche schmierige Geschichte, mitangesehen“ — dachte er — „und nie wieder!“

### Des Rheinfl. Hausfreunds Bilder zu den deutschen Klassikern.



#### Deandl am Apf'lbam.

A Büab'l schaut am Apf'lbam,  
Wia's Deand'l brock'n thuat,  
Und sagt: „I bitt di, wirft ma an  
herunter in mein suat“

Die Dirn langt aus ihr'n Körberl an;  
Der Bua, der schaut'n an  
Und sagt ganz harv: Der g'fallt ma nit,  
An den is ja nix d'ran!“

„An saubern Apf'l will i hab'n,  
Schön rund und frisch und fein,  
Und d'Wangerln müass'n weiß und rot  
Wia Bluat und Milil sein.“

Drauf gibt das Deand'l 'n schönst'n her,  
Den nimmt das Büaberl gern;  
Do wia er h'neibeißt, find't er glei  
An Wurm anstatt 'n Kern.

„Recht g'schiecht den Buab'n“, sagt die Dirn,  
Wal's d'Schönheit nur begehrt's;  
Im G'sicht da liegt die Schönheit nit,  
Die Schönheit liegt im Herz.“

G'schwind wirft der Bua den Apf'l weg,  
holt wied'r 'n wild'n her;  
Do's Deand'l sagt: „Gib dir ka Müah,  
Den Apf'l kriagst nit mehr.“

„Das wildi Apf'el, das bin i,  
Drum kann i dir nit g'fall'n:  
So b'hilat di Gott, mein liaber Bua,  
Laf dir a Deand'l mal'n!“

U. v. Mesheim.



## Eine denkwürdige Schachparthie.

Historische Erzählung von M. Barad.

Es war am Morgen des 2. September 1792, jenes furchtbaren Septembers, dessen Ereignisse, wenngleich nicht als schrecklichstes, doch als blutigstes Blatt in der Geschichte der französischen Revolution eingetragen stehen, als eine Schaar schmutziger Sansculotten, mit Beilen, Piken, Säbeln und rostigen Flinten bewaffnet, die Straßen von Paris durchzog, um nach „Verdächtigen“ zu fahnden, besonders nach den adeligen Herren und Damen des Hofes, Geistlichen, Beamten, kurz nach allen solchen, die durch die öffentliche Meinung als Anhänger der gefangenen Königsfamilie und der Monarchie bezeichnet wurden. An der Spitze dieser wein- und freihheitsstrunkenen Mörder schritt, die rothe Jakobinermütze auf dem Kopfe, ein Mann von riesiger Gestalt, mit abschreckend häßlichem, von Blatternarben zerrissenem Gesichte, welches ebensowohl der Spiegel

wilder Leidenschaften, wie einer vor nichts zurückschredenden Energie war. Jubelnd wurde der Mann überall, wo er vorüberzog, von Männern, Weibern und selbst Kindern begrüßt, denn der stolz Einhererschreitende war kein Geringerer, als der sogenannte Mirabeau des Volkes, war der Furchtbare, der die Massen am 10. August zum Sturm gegen die Tuilerien geführt und in der Nationalversammlung den ob des Anmarsches des Preußenheeres

kleinmüthig gewordenen Girondisten mit seiner Löwenstimme das Wort „Rühmheit“ entgegengebonnert hatte — war Georg Danton. „Jagt den Feinden Schrecken ein!“ hatte er gerufen, und Niemand wagte dem zu widersprechen, was er mit diesen Worten andeutete: den Beginn der Schreckensherrschaft, den Mord aller „Verdächtigen“, damit sie nicht hinter dem Rücken der gegen die Preußen ziehenden Volksarmee eine Contrerevolution zur Restauration des gefangenen Königs bewerkstelligen könnten. Heute aber verschmähte Danton, obwohl zum Range eines Justizministers erhoben, es nicht, sich selbst in Gemeinschaft mit dem früheren Gerichtsboten Maillard an die Spitze der Mörderscharen zu stellen, um seine Opfer persönlich aus ihren Schlupfwinkeln zu reißen und zum Blutgerüste zu schleppen. Hunderte von Gefangenen waren schon auf offener Straße abgeschlachtet worden und — Tausende sollten ihnen noch nachfolgen.

Der Zug wälzte sich nach dem Hotel des Invalides, Sebets Rheinf. Hausfreund.

denn nach einer erhaltenen Anzeige hatte der Gouverneur von Sombreuil es gewagt, laut und unumwunden seine Anhänglichkeit an das Königshaus zu äußern, ja es wurde sogar behauptet, er habe die Zugänge zum Invalidenhotel verrammeln und Munition an seine Untergebenen austheilen lassen, um sich im Falle eines Angriffs bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Nun galt es, dieses frechen Royalisten, der so kühn den Befehlen der Nationalversammlung Hohn zu sprechen und seinen Royalismus so fest zur Schau zu stellen sich vermah, habhaft zu werden, um ihn der verdienten Strafe, der Guillotine, zu überantworten. Aus diesem Grunde hatte sich Danton selbst an die Spitze der Mörderrotte gestellt; er wollte erproben, ob der Gouverneur ihm, dem Justizminister, Widerstand zu leisten wagen würde.

Herr von Sombreuil, damals ein Mann von 76 Jahren, war ein alter Offizier Ludwigs XV, der in hervorragender Weise in den vielen Kriegen dieses Monarchen gekämpft und sich besonders unter dem tapfern

Marshall von Sachsen ausgezeichnet hatte. Obwohl keiner der ersten Familien des Landes entsprossen, war er wegen seiner eigenen Verdienste um das Land und den König von Stufe zu Stufe gestiegen, bis er endlich nach Verlust eines Beines in der Schlacht von Fontenoy erst zum Offizier und später zum Gouverneur der Invaliden ernannt wurde, welchen Posten er nun schon seit nahezu 30 Jahren bekleidete, geehrt und geachtet von seinem



Danton: „Im Namen der Nationalversammlung verhafte ich Sie!“

Könige und dessen Nachfolger auf dem Throne, geliebt von seinen Untergebenen, geschätzt von allen, die mit ihm in Verührung kamen. Daß ein solcher Mann der Revolution, die allen seinen Ansichten, seinem ganzen Leben und allen seinen Erinnerungen zuwiderlief, abhold sein mußte, lag nur allzu klar am Tage. Zudem bedurfte es zu jener schrecklichen Zeit nur einer Verdächtigung von Seiten eines „guten“ Republikaners, um Leute einer Privattrache wegen in's Gefängniß und zur Guillotine zu schleppen. So war es gekommen, daß auch der alte ehrwürdige Gouverneur als verdächtig auf die Liste der Proscribirten gesetzt wurde; ein Schurke, der eine Verdächtigung des alten Soldaten aussprach, fand sich bald und — damit war Sombreuils Schicksal entschieden.

Der Gouverneur hatte soeben sein Frühstück eingenommen und saß nun, gemüthlich sein Pfeifchen schmauchend, mit seiner Tochter Desirées bei einer Parthie Schach, seinem Lieblingsspiele, — vermochte doch



der alte Soldat vermittelst desselben eine Art kriegerischer Thätigkeit zu entwickeln, Pläne zu erfinden, Angriffe zu kombiniren, kurz Schlachten zu schlagen. Durch seine langjährige Übung hatte es der Gouverneur zu emer Meisterschaft in diesem geistreichen Spiele gebracht, die nur einen einzigen ebenbürtigen Gegner fand — seine Tochter, die den väterlichen Lehrmeister nicht nur eingeholt, sondern sogar noch übertroffen hatte. Bei gleicher Kombinationsgabe hatte sie nämlich vor dem Vater einen großen Vortheil voraus, den der kaltblütigsten Ruhe bei den in der Regel hitzigen Angriffen des alten Soldaten, die dieser meistens mit einer solchen Fähigkeit verfolgte, daß er sich nicht selten hierbei Bloßen gab, die Désirée mit der größten Geschicklichkeit zu benützen verstand — wenn sie wollte. Aber das schöne junge Mädchen wollte meist die Vortheile nicht benützen, die das hitzige Ungestüm des Vaters verschuldete, denn dieser ärgerte sich entsetzlich, wenn Désirée alle seine wohlüberdachten Angriffspläne durch meisterhafte Gegenzüge vereitelte und schließlich selbst zum Angriff übergieng, der endlich zum unausbleiblichen „Matt“ führte. Einmal sogar hatte der Alte im höchsten Zorn das schöne Schachbrett sammt den fein geschnittenen Elfenbeinfiguren, ein Geschenk Ludwigs XV., zu Boden geworfen und geschworen, nie mehr zu spielen; doch schon in der nächsten Viertelstunde brach er diesen Schwur, denn das Spiel war seine einzige Unterhaltung und ihm förmlich Bedürfnis zum Leben geworden. Seit dieser Zeit aber hütete sich Désirée wohl, des Vaters Zorn wieder zu reizen; sie ließ ihn meistens absichtlich nach langer, tapferer Vertheidigung endlich siegen und gönnte ihm den Triumph, sie „Matt“ gesetzt zu haben.

Der Gouverneur hatte gerade wieder einen seiner heftigen Angriffe unternommen, da stürzte, bleich vor Schrecken, sein alter Diener Antoine in die Stube und vermochte vor Aufregung kaum seine Meldung abzustatten, daß der Vorhof des Hotels mit bewaffneten Jakobinern und Sansculotten angefüllt sei und daß ihm der Führer derselben, der furchtbare Danton selbst, auf dem Fuße folge, um den Herrn Gouverneur gefangen zu nehmen. Der erschrockene Alte hatte kaum den Mund geschlossen, so ward auch schon die Thüre aufgerissen und Danton mit einem Duzend seiner Helfershelfer trat in's Gemach. „Im Namen der Nationalversammlung verhafte ich Sie, Herr von Sombreuil!“ rief er, indem er auf den alten Soldaten zutrat und den Arm nach ihm ausstreckte.

Entsetzt schrie Désirée auf und schlang, hinter den Stuhl des Vaters tretend, ihre Arme um den Nacken desselben, wie um ihn zu schützen vor dem Schrecklichen, dessen Berührung todtbringend war.

Der Gouverneur aber nahm ruhig die Pfeife aus dem Munde und fragte mit vollkommen ruhiger Miene: „Womit kann ich dienen, mein Herr?“

„Mit Ihrer Person,“ entgegnete Danton höhniisch, „denn ich verhafte Sie, als verdächtig des Konspirirens gegen den Staat und die Nationalversammlung!“

„Mein Herr,“ sprach Sombreuil mit Würde, „ich zähle 76 Jahre — in diesem Alter konspiriert man nicht mehr!“ Das wird sich zeigen, mein Herr,“ erwiderte Danton unwillkürlich höflicher werdend gegenüber der ehrfurchtgebietenden Gestalt des alten würdigen Kriegers, der so ruhig sprach, als handle es sich nur um eine gewöhnliche Angelegenheit und nicht um seine eigene Freiheit und Leben.

„Darf ich fragen, was man mir zum Vorwurf macht?“ sprach der Gouverneur wieder, langsam die Arme Désirées von seinem Nacken lösend.

„Sie sind Royalist!“ entgegnete Danton mit drohend zusammengezogenen Augenbrauen.

„Ich habe während meines langen Lebens zwei Königen von Frankreich gebient, die meine Wohltäter waren; meine königliche Gesinnung ist deshalb nur eine Pflicht der Dankbarkeit.“

„Man beschuldigt Sie des geheimen Einverständnisses mit den Feinden der Revolution und des Verraths an Frankreich!“ schrie Danton wieder.

„Ich wiederhole, was ich schon einmal sagte: in meinem Alter konspiriert man nicht mehr,“ entgegnete der Gouverneur ruhig. „Zudem habe ich schon vor fünfzig Jahren mein Blut und ein Glied meines Körpers hingegeben für dasselbe Frankreich, das verrathen zu haben man mich jetzt beschuldigt. — Mein Herr, ich bin kein Verräther!“

„Die Untersuchung wird dies zeigen,“ entgegnete Danton. „Folgen Sie mir!“

„Und wohin werden Sie mich bringen?“ fragte Sombreuil wieder, als handle es sich nur um eine Spazierfahrt.

„Nach La Force, mein Herr,“ sprach Danton, sich unwillkürlich verbeugend.

„Das heißt also zum Tode,“ entgegnete der alte Soldat, „denn ich habe gehört, daß die Bewohner dieses Gefängnisses dasselbe nur verlassen, um es mit einem blutigen Grabe zu vertauschen. Wohlan, ich fürchte den Tod nicht; ich habe ihm in zwanzig Schlachten für Frankreich und für die Franzosen in's Auge geblickt. Freilich dachte ich damals nicht, daß ich das Leben aus so viel Gefahren nur deshalb davon getragen, um es jetzt durch die Schöne desselben Frankreichs zu verlieren, für das ich einst kämpfte.“

„Wozu diese Phrasen?“ entgegnete Danton wild, wie um seine Beschämung zu verbergen. „Folgen Sie mir!“

„Ich bin bereit,“ sprach der Gouverneur. „Doch — eine Bitte werden Sie mir doch noch gewähren, mein Herr?“

„Welche?“

„Ich bitte Sie — diese Parthie Schach zu Ende spielen zu dürfen,“ entgegnete Sombreuil mit lebhaftem Interesse sich über das Brett beugend, „nur noch einige Züge, und die Schlacht ist gewonnen — der feindliche König ist matt!“

Ohne es zu wissen, hatte Sombreuil mit dieser Bitte etwas ausgesprochen, was Danton's Interesse auf's höchste erregte, denn der furchtbare Revolutionsmann, der unerbittliche Richter und Henker so vieler Tausende, liebte das Schachspiel mit einer Leidenschaft, die jeder Beschreibung Troß bietet. Er spielte oft ganze Tage und Nächte hindurch, er vergaß über diesem seinem Vergnügen Nahrung zu sich zu nehmen oder sich zu Bette zu legen, er legte Alles bei Seite, wenn es sich um eine interessante Parthie handelte. Kein Wunder also, daß Danton's Leidenschaft durch das Verlangen des alten Gouverneurs mächtig erregt wurde.

„Sie spielen Schach?“ sprach er zum Tische tretend und einen prüfenden Blick auf den Stand der Figuren werfend. „Hm! — Ihre Parthie steht gut, mein Herr,“ — fuhr er dann fort — „sehr gut — das Springer-Gambit ist trefflich durchgeführt — die Parthie muß gewonnen werden — in vier — nein, in drei Zügen Matt!“

„Nicht wahr,“ sprach der Gouverneur, der über dem Interesse an seinem Spiel ganz die Gefährlichkeit seiner Lage vergaß, „nicht wahr, die Parthie ist gewonnen? — Eins! — Zwei! — Drei! — Matt!“



fuhr er fort, mit dem Finger die Plätze bezeichnend, die seine Figuren mit den drei Zügen einnehmen sollten. — „Gewonnen — Désirée's Parthie ist rettungslos verloren!“

„Ohne alle Frage,“ entgegnete Danton, „rettungslos verloren!“

Désirée's Augen leuchteten auf bei den Worten dieses fürchtbaren Mannes, der gekommen war, ihren Vater zu verhaften und zum Tode zu führen. Wie eine Eingebung des Himmels überkam sie der Gedanke, das Spiel zur Rettung des geliebten Vaters zu benutzen. Die bezeichneten drei Züge hatte sie wohlberachend vorausgesehen, doch nach ihren eigenen Combinationen mußten gerade sie zum Gewinn ihres eigenen Spiels, zum sichern „Matt“ des Gegners führen.

„Sie irren, mein Herr,“ wandte sie sich deshalb direkt an Danton, „ich gewinne!“

„Oho!“ lachte Danton auf, „dann sind Sie blind, mein Fräulein — trotz Ihrer schönen Augen!“ fügte er etwas plump verbindlich bei.

„Gleichviel,“ entgegnete Désirée bestimmt, „wenn die Parthie zu Ende gespielt wird, gewinne ich!“

„Das nenne ich Selbstvertrauen!“ lachte Danton wieder. „Doch ich wäre begierig zu erfahren, wie Sie dies bewerkstelligen würden. Bürger,“ wandte er sich jetzt an seine Begleiter, „Ihr habt gehört, welche Bitte dieser alte Mann ausgesprochen hat: wollt Ihr sie ihm gewähren und sein Spiel beenden lassen?“

„Wenn's weiter nichts ist, Bürger Minister,“ lachten die schmutzigen Sanecülotten, „den Gefallen könnte man ihm ja thun; er hat doch bald ausgespielt!“

„In wenigen Minuten,“ war die Antwort Danton's, der den eigentlichen grausamen Sinn der letzten Bemerkung nicht zu verstehen schien. „Tretet während dieser Zeit in dies Gemach und trinket ein Glas Wein — Sie haben doch Wein im Keller, Herr von Sombreuil?“

„Antoine, bringe den Leuten Wein,“ rief der Gouverneur statt jeder sonstigen Antwort dem Diener zu, der bleich und zitternd in einer Ecke stand. „Komm Désirée,“ wandte er sich hierauf gegen seine Tochter, verlieren wir keine Zeit — Sie erlauben doch, mein Herr?“

„Einen Augenblick Geduld, Bürger Gouverneur,“ entgegnete Danton, indem er sich nochmals über das Schachbrett beugte und genau den Stand des Spieles prüfte. „Ich wette Zehn gegen Eins,“ rief er dann, sich an Désirée wendend, „Ihre Parthie ist verloren!“

„Nein, mein Herr, ich hoffe zu gewinnen — wenn Sie die Parthie meines Vaters übernehmen wollen!“ war die Antwort des muthigen Mädchens.

„Alle Wetter!“ rief Danton, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „das ist kühn! Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Danton, das heißt: ich bin einer der besten Schachspieler Frankreichs, wenn nicht der beste:

Doch ich nehme Ihre Herausforderung an: Zehn gegen Eins — ich gewinne! Gilt die Wette?“

„Um was, mein Herr?“

„Um einen Kuß von Ihrem schönen Munde!“

Désirée erröthete und ihre feinen Lippen schlossen sich unwillkürlich fester aufeinander bei der Vorstellung, diesen gräßlichen Unhold küssen zu sollen. Gleich darauf aber zuckte es wie Hohn um ihre Mundwinkel und ihr Auge blickte stolz und kühn, als sie dem Unverschämten erwiderte:

„Es sei, mein Herr — unter der Bedingung, daß Sie meine Wette dagegen halten!“

„Angenommen, zum Voraus angenommen!“ rief Danton. „Ich halte Sie gegen Ihren Kuß!“ fügte er cynisch lachend bei. „Was ist Ihr Einsatz?“

„Das Leben und die Freiheit meines Vaters!“ entgegnete Désirée, jedes Wort betonend.

Danton blickte auf und aus seinem Auge schoß ein Blitz des Zornes auf die schöne, kühne Sprecherin, die solchen Lohn als Preis des Sieges zu verlangen wagte. „Zum Teufel!“ sprach er dann, „Sie spielen hoch, kleines Mädchen: solchen Einsatz halte ich nicht!“

Désirée lächelte verächtlich und mit unter der Brust gekreuzten Armen erwiderte sie: „Ist Ihre Siegesgewißheit so sehr zusammengeschrumpft, daß Sie Ihr zum Voraus verpfändetes Wort zurücknehmen wollen?“

„Zum Teufel, nein!“ polterte Danton, „ich nehme nie zurück, was ich einmal versprochen! Die Wette gilt! — Ich riskire ja nichts dabei,“ setzte er dann lachend hinzu, „die Parthie ist nicht zu verlieren! Beginnen wir — wer ist am Zug?“

„Halt, mein Herr,“ sprach jetzt der Gouverneur, der erstaunt und unwillig dem Zwiesgespräche zugehört hatte, „ich nehme Ihre Vertretung nicht an: ich spiele meine Parthie selbst zu Ende oder — sie wird gar nicht zu Ende gespielt!“

Mit diesen Worten strich er mit der Hand über das Schachbrett und warf die Figuren um, daß sie über und unter den Tisch rollten. „Kommen Sie, mein Herr,“ sprach er dann, „ich bin bereit, Ihnen nach La Force zu folgen!“

„Nicht so schnell, Bürger Gouverneur!“ sprach Danton, sich hückend, um die herabgefallenen Figuren vom Fußboden aufzulesen. „Die Parthie soll und muß zu Ende gespielt werden: ich bin der Aufgeförderte und — ich will weder auf meinen Triumph, noch auf meinen Siegeslohn verzichten!“

„Der soll Ihnen nie werden,“ rief der Gouverneur wüthend, „mühte ich gleich Désirée mit eigener Hand den Degen in's Herz stoßen, um sie an der Zahlung des Preises zu verhindern!“

„Ich aber — rief Désirée — „würde in dem Falle aus dem Grabe zurückkehren, um mein Wort zu lösen — wenn Sie gewinnen!“



Da pflanzte Désirée ihren Springer vor einer Bauernphalanx auf und — „Matt!“ rief sie tiefansahmend.



„Gut gesprochen, kleines Mädchen!“ rief Danton, der inzwischen die Parthie wieder aufgestellt hatte, wie sie vorher gestanden. „Beginnen wir — wer ist am Zug?“

Sie! sprach das kühne Mädchen, den Vater gleichzeitig durch ein Zeichen um Stillschweigen bittend.

„Schach!“ rief Danton triumphirend, indem er seinen Zug machte.

Aber Desirée hatte, wie bereits erwähnt, den Zug vorausgesehen und that ihren längst berechneten Gegenzug.

„Hm!“ brummte Danton, indem er wieder zog, nochmals Schach!“

Jetzt war für Desirée der Moment gekommen, wo sie dem Spiele eine Wendung geben konnte, indem sie die Königin opferte gegen einen Thurm und einen Springer. Hierdurch büßte sie freilich die beste Figur ihres Spiels ein, aber durch diesen meisterhaften Zug, der offenbar außer Berechnung ihres Gegners war, schlug sie den heftigen Angriff desselben total ab und zudem nöthigte sie Danton, die eine Flanke von ihrer Stütze, dem Thurm, zu entblößen. Endlich aber verlor die Gegenparthie, die schon durch das Gambit einen Springer eingebüßt hatte, nun auch den zweiten und war somit trotz der gewonnenen Dame um zwei Offiziere schwächer als Desirée. Dies waren Nachteile für Danton, die um so schwerer in's Gewicht fallen mußten, als des Mädchens beide Thürme auf die schwache Flanke gerichtet waren.

Nach reiflichem Ueberlegen der für und wider sprechenden Gründe that Desirée deshalb diesen Zug.

„Sie opfern die Dame?“ rief Danton überrascht.

„Das ist kühn — aber nun sind Sie sicher verloren!“ Desirée begnügte sich statt aller Antwort, ihren Gegner durch eine Bewegung mit der Hand zum Weiterspielen aufzufordern.

Danton, als vortrefflicher Spieler, überschaute mit einem einzigen Blicke die ihm drohende Gefahr. Er stützte den großen, häßlichen Kopf in die Hand und startete, sich ganz in sein Spiel vertiefend, berechnend und kombinierend auf das Brett. Endlich that er einen Vertheidigungszug mit der Dame.

Jetzt aber begann Desirée mit ihren Springern und Läufern gegen die Dame zu operiren und brachte sie bald in eine Situation, daß sie nur durch Aufopferung des zweiten Thurmes gerettet werden konnte. Desirée war nun um einen dritten wichtigen Offizier stärker und befand sich ganz entschieden im Vortheil.

Danton, der bisher noch immer siegesgewiß gewesen, bemerkte nunmehr mit zornblikenden Augen die plötzliche Veränderung der Situation, die ihn jetzt nöthigte, nur an seine Vertheidigung zu denken. Große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne und das Knirschen seiner übereinander gebissenen Zähne verrieth deutlich die heftige Aufregung, in der er sich befand. Vebend vor Wuth und mit Aufbietung alles seines Scharffinnes suchte er nunmehr die Angriffe Desirées zu pariren, die mit schlafter Benützung jeder erzwungenen Blöße dem feindlichen König mit ihren Springern und Läufern zu Leibe zu gehen begann. Mit einem halbunterdrückten Fluch sah sich Danton endlich genöthigt, auch seine Dame zur Rettung des Königs gegen einen Läufer zu opfern und — jetzt brach Desirées Thurm in die Flanke. „Schach!“ auf „Schach!“ folgte und endlich, nachdem Dantons König wie ein geschleudertes Wild über die Fläche nach einem letzten Zufluchtsorte getrieben war, pflanzte Desirée ihren Springer vor einer Bauernphalanx auf und — „Matt!“ rief sie tiefaufathmend.

Im nämlichen Augenblicke rief der Gouverneur, der mit lebhaftem Interesse und ohne zu bedenken, daß von dem Gewinnen Desirées sein Leben abhing, den Verlauf seiner Parthie verfolgt hatte — denn er betrachtete sie noch immer für die feinige, obwohl ein Anderer sie zu Ende gespielt hatte — Danton wüthend zu: „Sie sind ein Stümper, mein Herr, daß Sie diese Parthie verlieren konnten!“ Und mit einem zornigen Stoße warf er das Schachbrett zu Boden, daß die Figuren umherrollten.

Da richtete sich Danton auf und sprach, den bewundernden Blick auf die Siegerin heftend: „Nein, Herr Gouverneur, ich bin kein Stümper auf dem Schachbrett, aber Fräulein Desirée ist die vorzüglichste Spielerin und — die beste Tochter Frankreichs. Ich habe meine Meisterin gefunden und ich halte mein Wort: Sie sind frei, mein Herr!“

Dann schritt er nach dem Gemache, in dem seine Genossen zechten, und rief ihnen zu: „Bürger, der Gouverneur der Invaliden ist schuldlos — ich selbst habe mich davon überzeugt, daß er ein guter Patriot ist. Folget mir, anderwärts nach Feinden des Vaterlandes zu suchen!“

Und vorangehend stürmte Danton aus der Thüre und alle folgten dem abgöttisch verehrten Führer, ohne daß ein Einziger widersprochen hätte.

Der Gouverneur war gerettet und blieb auch später, als die Guillotine ihre permanente blutige Thätigkeit übte, unbehelligt. Er erlebte noch zu seinem unsäglichen Schmerz den 21. Januar des folgenden Jahres, an welchem Tage sein König gemorbet wurde. Er erlebte auch den 5. April 1794, den Todestag Dantons, den der berühmte Dümouriez „den einzigen Mann in Frankreich“ genannt hatte. Aber Sombreuil sah auch noch am 9. Thermidore den Mörder Dantons, Robespierre, unter der Guillotine enden — sah naheinander die Schreckensmänner und Mörder Ludwigs XVI. selbst sich morden. Erst im Jahre 1796 starb er 80 Jahre alt.

Desirée vermählte sich später einem hervorragenden deutschen Gelehrten. Ihr Sohn war der vertraute Freund meines Vaters und aus seinem Munde erfuhr ich einst die Geschichte der eben erzählten denkwürdigen Schachparthie.

### Wer zahlt's?

Vor den berühmten Bildern im „Rubenssaal“ der Münchener Pinakothek standen einige zugereiste Kunstfreunde, welchen ein einheimischer, ziemlich mittelmäßiger Maler den Führer und Erklärer machte. Alle bewunderten an den unvergleichlich schönen Bildern den Reichtum der Erfindung, die wunderbare Wirkung der Farben und die wahrhaft dramatische Kraft der Darstellung und einer der fremden Kunstfreunde behauptete schließlich geradezu, „keiner der jetzt lebenden Maler sei im Stande, auch nur annähernd ein ähnlich schönes Bild zu malen.“

Dies nahm der Führer gewaltig auf seine „Kunstlehre.“ Er warf sich in die Brust und meinte wegwerfend: „Warum nit? Malen wollt' i's schon, aber — wer zahlt's?“

An Selbstbewußtsein hat's dem guten Mann wahrlich nicht gefehlt.



### Korjosi Säu.

Humoreske in Pfälzer Dialekt von M. Barak.

Was 'n richtigger Pälzer Gaschtwerth is, nemmt liewer Geld ein, als daß ers ausgewe dhut. Dodrin sin se allminanner korjos, nit alleen die Hobelse in de Schädät, neen aach die in de Dörfer draus: die Baurewerth. V'funders een Ausgab' gibt's, die haffe se, wie de Deiwel — odder noch ärger wie den, dann die mehrschde vun'n glaawe heitzudag nit mehr an'n, wanner 'n ihne aach noch so schwarz an die Wand molt. Die Ausgab' awer, wo ich meen', des sin die Mark- odder aach nor Penning'schdickelcher, wo se ufs Accisamt trage misse. Keen enz'ge gibts — un wann er Millionär wär' — der nit meent, des Geld, wo er als Accis for Weiß, Bier, Schnaps un anere Viktualie zahle muß, wär'm grad aus seim Sack g'schdohle.

Derntwege is aach e jeder druf aus, den Accis zu „schinne“ odder — wie die Schdeieruffeher un Rundrolleer sage — zu „defraudire“, wo se nor könne, un wann sich's nor um zehñ Penning handelt: g'schunne muß sein. So sin se halt, die Baurewerth, — mit Ausnahmenadierlich — ich kenn se un kann se nit anersicht mache. Die Schdeieruffeher

awer kenne se aach un baffe uf, wie die Gastemacher, daß se se verwische un zur Anzeeg bringe könne. Dann werre se nadierlich g'schdroft awer des dhut nix. Wer meent, „daß gebrennde Rinner's Feier fürchte“, errt sich. Neen, kunträr, e jeder denkt, wann er sein Schdrof zahlt: „noñ, 's nächschtmol schdell ich's pissiger an, do verwische se mich gewiß nit, — ich bin gut d'rfor!“

Zu dene, wo als eso gedenkt hawe, hot aach der Adlerwerth vun Daghaufe g'hört. Schun e paarmol is er verwischt un g'schdroft worre, awer er hot sich's nit zur Warnung diene losse un hot's halt alsfort widder un widder browirt, dann er hot sich for'n Hauptpissikus g'halte un gemeent, ih m könnt's doch nit schwer falle, so'n „Zollreider“ — wie er als die Schdeieruffeher g'heesse hot — hinner's Licht zu führe. „Ich bin nit so dumm, wie ich ausseh“, hot er als zu

seine Schbezel am Schdammdisch in seiner Werthschafft g'sagt, wann die Redd' uf's Acciszahle — odder vielmehr uf's Ritzahle kumme is. Awer die hawe als nor gelacht un eener, der Krämer — aach'n Pissikus —, hot g'sagt. „Neen Pantraz, so dumm nit, awer — noch dimmer. Zahl' du als liewer die paar Penning, dann du führschst die Zollreider nit err' — dich verwische se jedesmol!“

Awer des is daawe Dhre gebreddigt gewest. Der Adlerwerth hot sich's halt emol in de Kopp g'fekt, wann er Weiß in sein Keller gelegt odder e Säuche g'schlacht' hot — er is nämlich selwer 'n gelernter Wegzder gewest — de Accis d'rfor ganz odder zum dheel zu schinne. Zeh hot er dann aach emol, uf die vorletscht Kerwe, zwee Säu abg'schdoche, hot awer nor for eni de Accis

gezahlt, dann er hot gedenkt: „Wann ich die een Säu glei ein'salze un ver-schdeggle dhü, so merke's nit die Sackferments = Zollreider.“ Also hot er 's so gemacht, hot die zwee Säu aus-g'haue, halbirt un zwee Seiteschdicker mitsammt m' Kopp un de Schunke ein-g'salze un nix wie nunner mit in sein unnerschte Keller. Die zwee annere Seiteschdicker, Kopp un Schunke awer



Ei guet emol, des muß doch e korjose Säu gewest sein.

hot er krottebreet in seiner Wegig an's Fenschder g'henkt, for daß se die Zollreider jo recht gut sollte sehe könne. Des ist dann aach der Fall gewest un eener vun 'n, so'n alter geriwener Runne, wo sich nit so leicht e K for e U hot mache losse, is schdehñ geblive un hot sich halt die Sach' e Bissel näher bedracht' un do hot er dann glei g'sehe, daß des een Seiteschdic gud zwee bis drei Zoll länger gewest is, als des anner, un eweso is der Schunke viel größer un schwerer gewest, als sein Kamerad. „Ei, gud' emol,“ hot do der Schdeieruffeher gedenkt, „des muß doch e korjosi Säu gewest sein, — die hätt ich werkllich sehe möge, wie se noch gelebt hot: ich meen' als, des is e achtbeenigi mit zwee Köpp' gewest. Do will ich doch emol e Bissel noochgucke!“

So hot er gedenkt un geht halt nein. „Adlerwerth,“ jächt er, wie er in die Werths-



schub kummt, „ich muß Ihne zur Anzeeg bringe: Sie hawe zwee Säu abg'schdoche un nor for eeni die Accis gezahlt!“

„Was?“ sächt do der „Hauptpiffikus“, „zwee? — Geni haw' ich g'schlacht' un veraccist — draus in der Metzig hängt se, do könne Se se sehe!“

„Haw' ich schun!“ sächt jez der Schdeieruffseher un lacht e Bissel schbeddisch, „awer so eeni haw' ich meiner Lebtag noch nit g'sehe: des is e ganz korjosi!“

„Wiejo?“ sächt do der Adlerwerth widder un macht die Dhir zu der Metzig uf. „Was is do korjoses drañ? — Sau is Sau!“

„Awer die Sau do — sin zwee!“ sächt der Schdeieruffseher, zieht sein Metermääß aus'm Sack un fangt emol an, vor'm Adlerwerth seine Lage die zwee Ribbeschdicker un aach die Schunke abzumesse, un do schbedt sich halt e Differenz vun nit weniger als fufzehn Centimeter raus. „Noñ, wie is's jez?“ froggt er dann. „Meene Se nit aach, daß die Sau do — zwee sin?“

Do hot der Adlerwerth e Bissel e dumms G'sicht gemacht — er hot jez erscht gemerkt, daß er in der Eil die Seitenschdicker verwechselt un jeder Sau eens ufghängt hot. D'rerschzt zwor hot er's leagne wolle un hot g'sagt, die Sau wär' e Bissel schebb un hinkig gewest, wie awer der Schdeieruffseher d'rhernoochder die zwee Schdicker usenanngerlegt hot un se hawe halt gar nit anenanner baffe wolle, do hot er sich hinnerm Dhr gefraht un gedenkt: „Der G'scheidtscht gibt nooch.“ Derntwege hot er's dann jez endlich aach zug'schdanne, daß er zwee Säu abg'schdoche un nor eeni veraccist hot.

Noñ, des Ding is gut: der Adlerwerth kriecht sein Schdrofzettel for zehñ Mark un wie er'n zahlt, denkt er: „Des soll m'r e Warnung sein for die Zukunft — ich bin nit so dumm wie ich ausseh': uf die nächst Kerwe schbedch ich zwee ganz gleiche Säu ab, d'rnoochder kann m'r so was nit widder bassire!“

So hot er gedenkt un richtig, wie's widder Kerwe werd, zieht er zwee schdaatsmäßige eenjährige Säucher aus'm Schdall — 's sin Zwölfer-Zwilling gewest, dann weniger hot sein Albi, sein Zuchtsau nämlich, nie geworfe — un eens hot ausg'sehe wie's anner un allebeede sin se aach ganz gleich groß gewest. „Sodele“, denkt er, „an dene zwee kann meintswege der Sackements-Zollreider rummesse, so lang als wie er will: do werd er keen Unnerschied finne!“ So denkt er, schdicht die zwee Säucher ab, salzt eens d'rvun ein, hängt des anner in sein Metzig un — zahlt halt widder nor for eens de Accis.

Middags kummt der Schdeieruffseher verbei

un denkt: „Ich will doch emol e Bissel noochgucke, ob nit am End' gar der Adlerwerth widder, wie vorigs Johr, zwee Säu abg'schdoche un for eene de Accis g'schunne hot. Zuzudraue wär's 'm schun!“ Derntwege schbedt er also hiñ an's Metzig-Schaufenschder un muschdert halt emol die Schdaatssau, wo do ausg'schbedt is, vun owe bis unne. Awer desmol is keen Dheel länger un keen Schunke größer un schwerer gewest, wie der anner, un der Schdeieruffseher hot schun gedenkt, der Adlerwerth hätt sich die letscht Schdrof hinner die Dhre g'schriwe un werkllich — wie er gemeld' hot — nor een Sau g'schlacht! Schun will er weiters gehñ, do guckt er per Zufall nochemol hiñ un — blagt halt grad raus vor Lache. „Neen“, sächt er zu sich, „die diesjährig Sau is, meiner Seel, noch viel korjoser, als die vorigsjährig. Ich will mich henke losse druf, daß des entweder e Mißgeburd gewest is odder — die Sau do is widder aus zwee gemacht.“

So sächt er un geht halt widder neñ in die Werthschdub. Do is der Adlerwerth, wie er'n siecht, doch in sein Schuldbewußtsein e Bissel verschrocke. „Dunnerwedder“, denkt er, „am End' hot der Sackements-Zollreider schun widder was gemerkt, dann for umesunsch kummt der Kerl nit do reñ. Ich meen als, ich leg'm e Blaschter uf's Maul, daß er e Nag zudriekt, wann er werkllich Wind d'rvun hot, daß ich widder zwee Säu abg'schdoche hab.“ Derntwege geht er g'schwind in sein Rich', fischt aus'm Quellfleesch-Kessel e Saurisselche raus, legt's uf'n Deller voll nei Sauerkraut un bringt's halt reñ mitsammt eme Schöbbele vun sein beschde albe Deidesheimer. „Landsmann“, sächt er ganz freindlich zum Schdeieruffseher, als ob se die beschde Freind vun der Welt wä, „Sie kumme m'r jez grad recht: jez misse Se emol e Schdicke vun meim Säuche versuche — des Risselche do — ich wees, Sie esse's geern!“

„Aha“, denkt do der Schdeieruffseher, „der hot e böf' Gewisse un will mich schmieren: der Esel soll sich schnerre.“ So hot er gedenkt un sächt: „Neen, neen, Adlerwerth, — ich dank', ich nemm' nix!“

„Warum dann nit?“ sächt jez der Adlerwerth widder. „Des derse Se m'r nit abschlage — nor nit schenirt: 's koscht' nix!“

Do hot der Schdeieruffseher nor so e Bissel runnnerg'schielcht uf den Deller — dann Schdeieruffseher sin aach Mensche un hawe ihr' Schwachheete, wie annere, un zufälligerweis' is Saurissel un nei Sauerkraut grad dem Zollreider sein Schwachheet gewest. Derntwege, wie er des



herzig Nisselche halt blitheweis doliege siecht uf'm Kraut un wie'm der Duft d'ruff in die Nas' schdeigt, denkt er: „Noñ, ich will keen Mämensch sein — ich kann's jo aach esse, awer — der Esel soll sich doch schnerre.“ Drum ziert er sich jek aach nit mehr länger, sundern sächt: „Noñ, Adlerwerth, wann Se's nit annerscht dhun, so gewe Se halt Ihren Saurissel emol her!“

So sächt er un macht sich halt d'rhernoochder an's G'schäft un lost sich's brächdig schmede. Der Adlerwerth awer is newedrañ g'schbanne un hot gedenkt: „Noñ, Gottlob, dem haw' ich's Maul verhabbt — dem Sackermenter!“ Laut awer hot er g'sagt: „Schmedt's, Landsmann? — Gell, des is e Schdaatsfäuche un e delikats Weisiche? Soll ich noch e Schöbbele hole?“

Awer der Schdeieruffseher schiddelt nor de Kopp un wie er des letscht Nisselschdicke mit'm

letschte Schlicke Deidesheemer nunnerg'schbielt hot, buht er sich mit der Salvat sein Schnorrbart ab un sächt: „Wie is's Adlerwerth: kann ich for mein Geld noch e Schdicke Kesselfleisch hawe?“

„Warum nit?“ sächt der Adlerwerth ganz vergniecht. „So viel als Se nor wolle, Landsmann!“

„Sooo?“ sächt do der Schdeieruffseher und schdeht uf. „Noñ, so hole Se m'r aach den annere Nissel!“

Do hot der Adlerwerth widder e Bissel e arg dumms G'sicht gemacht un g'sagt: „Wieso? Wie meene Se dann des? E Sau hot doch nor een Nissel!“

„Noñ,“ sächt do der Schdeieruffseher un macht'n ganz ernschthaste Dienstkopp, „ich hab' gedenkt: wann e Sau zwee Schwänz hot, muß se aach zwee Nissel hawe!“

„Zwee — Schw — änz?!“ gagst jek der Adlerwerth. „Wo dann?“

„Wo? — Do!“ sächt der Schdeieruffseher, macht mirnix dirnix die Dhir zur Metz uf un geht halt nein. Der „Hauptpiffikus“ awer laaft hinnenoch un richdig — er hot grad gemeent, er mist in de Bobde neinfinke — mit'm erschde Blick siecht er's, er hot halt widder vun jeder Sau e Seit' verwischt in der Gil' un unglück-

licherweise grad die zwee, wo die Schwänz' drangewest sin. Herrgott, was hot er sich do geärgert, daß er so dumm gewest is! Die längscht Zeit is er bog'schbanne un hot die zwee Schwänz ainguckt un halt gar nit gewist, was mache un was sage. Wie awer der Schdeieruffseher endlich sächt: „Adlerwerth, — 's dhut m'r leed — awer ich muß Ihre widder zur Mizeeg bringe, dann Sie hawe halt schon widder zwee Säu abg'schboche un nor for eeni de Accis bezahlt,“ do is'm der Schrecke in alle Glieder g'fahre un „Helf', was helfe mag,“ hot er gedenkt un derntwege g'sagt: „Wieso dann? Die Sau do is e Nadurwunner vun ere Mißgeburt gewest un hot vun jeher zwee Schwänz g'hatt — schon als Ferkel hot se se mit uf die Welt gebrocht, uf jeder Seit' een!“

Awer der Schdeieruffseher hot gelacht un g'sagt: „Adlerwerth, ich meen's gut mit Ihre,

zähle Se lieber die 20 Mark Schdrof, wo's desmol wege Accis-Defraudation im Widderholungsfall koscht, — 's is besser for Ihre un Sie kumme so billiger weg, dann wann's rauskummt, daß Sie e Nadurwunner un e Mißgeburt g'schlacht hawe, dann koscht's zum wenigschde hundert Mark Schdrof! — Verschbanne?“

Do hot sich halt der Adlerwerth widder hinnerm Dhr ge-

fragt un hot's zug'schbanne, daß die zwee Schwänz' — an zwee Säu gewachse sin. Am annere Dag hot er richdig sein Schdrofzeddel iwer 20 Mark kriecht. Er hot sich kriminalisch geärgert drimer, awer dhun hot er nix könne, als zähle un — iwer den „Million — — — Zollreider“ schänne, wo'n verwischt un zur Mizeeg gebrocht hot. „Aus der Schdrof dhät ich m'r nix mache,“ sächt er als, „wann ich nor dem Kerl, dem misserawle, nit aach noch mein Saurissel un mein beschde Deidesheemer ufgevaart hätt'! — So sächt er als, awer — nor wann er weech, daß 's for gewis nit dem Schdeieruffseher zu Dhre kumme kann. Er möcht' nämlich nit nochemol mit'm zu dhun hawe.“

Ob er sich die widerholt' Schdrof zur Warnung diene lost, kann ich nit sage. Des awer weech ich, daß er nie mehr sächt: „Ich bin nit so dumm, wie ich ausseh'!“



Wenn e Sau zwee Schwänz hot, muß sie aach zwee Nissel hawe.



### Ein fecker Schüler.

Eine der merkwürdigsten Schöpfungen des berühmten Herzogs Karl Eugen von Württemberg war die von ihm im Jahre 1770 auf der Solitude, einem etwa 2 Stunden von Stuttgart entfernten Lustschloß, gegründete Karlschule. Sie entsprach auf den unteren Stufen der Bürgerschule, dem Real- und dem humanistischen Gymnasium, auf den mittleren Stufen den oberen Klassen dieser Anstalten und der höheren Handelsschule, auf den höchsten endlich der Kriegsschule, der philosophischen, juristischen, medizinischen, staatswirthschaftlichen und naturwissenschaftlichen Fakultät der Hochschule, der land- und forstwirthschaftlichen Akademie, dem Polytechnikum, der Kunst- und Baugewerkschule, dem Konservatorium für Musik, der Theater- und Ballettschule. Sie war also eine Pflanzstätte sämmtlicher wissenschaftlicher und künstlerischer Lehrzweige und erfreute sich demzufolge, besonders seit sie von dem Kaiser Joseph II. zur Universität erhoben worden war, eines außerordentlichen Rufes.

Der Herzog selbst interessirte sich höchlichst für diese seine Schöpfung und hielt, obwohl er in der ersten Zeit seiner Regierung ein Despot erster Größe und sehr „lockerer Herr“ gewesen war, die Zöglinge der Schule unter strengster militärischer Disciplin. Jedes kleine Vergehen der Einzelnen ließ er auf „Strafzetteln“ eintragen, welche die Schuldigen am Ende der Woche ihm persönlich übergeben und um „gnädige, heilsame Strafe“ bitten mußten. Diese diktirte der Herzog hierauf und — meistens fiel sie nicht besonders „gnädig“ aus, denn bei seinem heftigen Temperamente ließ er sich gleich zu Akten höchster Willkühr hinreißen, besonders bei solchen, welche ihrer Mittellosigkeit wegen in Freistelle auf der Schule waren und ihm daher alles verdankten. Dies hat unter andern berühmt gewordenen Schülern (der berühmte Naturforscher Cuvier, der große Bildhauer Danecker, der Komponist Zumsteg, die Maler Wächter und Koch waren Zöglinge der Karlschule) auch unser unsterblicher Schiller erfahren, welcher von 1773 bis 1780 Zögling der Karlschule war und viel unter der Despotie des Herzogs zu leiden hatte.

Manchmal aber, doch nur in sehr seltenen Fällen, übte Herzog Karl auch Gnade aus gegen solche Sünder, die ihren Strafzettel überreichten, hauptsächlich wenn sie hochgestellten oder erlauchten Familien angehörten und sich von dem gestrengen Fürsten nicht — verblüffen ließen. Eine Anekdote dieser Art, die Schiller später selbst im Freun-

deskreise lachend zu erzählen pflegte, liefert den Beweis hiefür.

Unter den „lockeren“ Schülern der untersten Abtheilung der Karlschule befand sich im Jahre 1775 als der lockerste von allen der zwölfjährige Graf von Nassau, ein Seitenverwandter der regierenden herzoglichen Linie. Dieser junge Herr konnte sich nur mit höchstem Widerstreben in die vorgeschriebene strenge Disciplin der Anstalt fügen und die Folge davon war, daß er jeden Samstag beim Rapport dem Herzog einen ganzen Bündel von „Strafzetteln“ zu überreichen hatte. Dies war auch einmal der Fall, als der Herzog gerade mit seiner damaligen Geliebten und nachherigen Gemahlin, der Gräfin Franziska von Hohenheim, im Park spazieren gieng. Aufgebracht über das neue gewaltige Sündenregister des unverbesserlichen jungen Grafen, rüstete sich Herzog Karl zu einer strengen und ernstern Strafpredigt. „Was soll ich mit Ihnen anfangen,“ fuhr er den armen Sünder an, der gesenkten Hauptes vor ihm stehend den Urtheilspruch und die über ihn verhängte Strafe erwartete. „Sagen Sie selbst, Graf von Nassau, was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?“

Da blickte ein muthwilliges Lächeln über des Knaben Antlitz. Er warf einen raschen Blick auf die schöne, neben dem Herzog stehende Gräfin, welche ihn mitleidig ansah und — ein kühner Entschluß reifte in seiner Seele.

„Was ich thun würde?“ sprach er feck, „dies würde ich thun!“

So sprechend gab er rasch der Gräfin von Hohenheim einen Kuß und rief: „Komm' Franzel,“ — so pflegte nämlich der Herzog die Gräfin zu nennen — „laß' den dummen Jungen stehen!“

Und der Herzog, der sonst — namentlich was seine „Franzel“ betraf — gar keinen Spaß verstand, lachte gleich der Gräfin laut auf. „Nun denn, Graf,“ erwiederte er endlich, „ich glaube selbst, daß es am klügsten ist, wenn ich für diesmal Ihrem Beispiel Folge leiste. Komm' also, Franzel,“ fuhr er dann der Gräfin Arm in den seinigen legend fort, „wir wollen ihn stehen lassen!“

Mit diesen Worten schritt er noch immer lachend mit Franziska von Hohenheim hinweg und — dem fecken Schüler war richtig alle Strafe geschenkt.

Item: Ein anderer hätte dem Herzog wohl schwerlich so kommen dürfen und was ihm an dem Benehmen des „Gräfleins“ gefiel, hätte „ein gewöhnlicher Sterblicher“ mit jahrelanger Haft auf dem Asperg gebüßt.



### Ein seltsamer Toilettenwechsel.

Es war bald nach Beendigung des Krieges, als der seinem plötzlich verstorbenen Vater Nikolaus auf dem Throne nachgefolgte Zar Alexander II. einen Besuch an dem ihm nahe verwandten preussischen Hofe abstattete und demzufolge von seinem königlichen Oheim Friedrich Wilhelm IV. durch eine wahre Fülle von Aufmerksamkeiten ausgezeichnet wurde. Alle möglichen Festlichkeiten wurden veranstaltet, Galadiner wechselten ab mit Hofbällen, Festvorstellungen im Hoftheater, Hofjagden u. s. w. und um dem erlauchtem Gaste noch eine ganz besondere Ehre zu erweisen, wurde auch eine militärische Festlichkeit, eine große Parade der gesammten Berliner Garnison auf dem bekannten Tempelhofer Felde angeordnet. Hierzu hatten die Truppen mit vollständig feldmäßiger Ausrüstung, Kavallerie und Artillerie im gewöhnlichen Paradeanzug, die Infanterie desgleichen feldmäßig, jedoch — einem damaligen Gebrauch gemäß — in weißen Hosen auszurücken.

Dieser Befehl bezüglich der weißen Hosen lag den betreffenden Regiments- und Bataillons-Kommandeuren

schwer im Magen, denn um die Farbe der Unschuld ist's unter allen Umständen eine heikle Sache, besonders aber bei Soldatenhosen und bei schlechtem Wetter. Und in dieser letzteren Beziehung schien nun der Himmel die Unschuld oder vielmehr ihre Farbe gar nicht beschützen zu wollen, denn den ganzen Tag vor dem Parademorgen regnete es in Strömen, so daß sich überall auf den Straßen Regen- und Schmutzpfützen bildeten. Es bedurfte darum keiner besonders lebhaften Phantasie, um sich auszumalen, in welchem Zustande die Soldaten auf dem Paradeplatz ankommen mußten, wenn sie den weiten Weg von den Kasernen nach dem Tempelhofer Felde in den weißen Hosen zu marschiren hatten. Schwere Seufzer stiegen beim Betrachten des wolken schweren Himmels aus der Brust der Kommandeure empor, denn — wie sollte

sich die vielgerühmte preussische „Propreté“ bewahren, wenn der „Weißheits-Befehl“ nicht zurückgenommen wurde? Aber so sehr auch Alles auf eine Abänderung hoffte, dieselbe kam nicht und mißmuthig ließen endlich die Kommandeure ihre weißbehosten Mannen antreten, um mit ihnen „durch Dick und Dünn“ zum Paradeplatz zu marschiren.

Nur ein einziger der Kommandeure, der Oberst des „Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments“, war nicht mißmuthig über des Himmels Tücke geworden, sondern hatte im Gegentheil geheime Freude darüber empfunden, daß die Mannschaften „weiß“ paradiere sollten, denn er — er allein von allen hatte ein Plänchen darauf gebaut und sich vorgenommen, aller Ungunst der Bitterung ungeachtet in höchster „Propreté“ vor dem hohen Inhaber seines Regiments zu erscheinen und dessen Belobigung zu erhalten, „wenn es auch“ — wie er sich ausdrückte — „Kienruß schneien sollte.“ Als ob der lange erwartete Abänderungsbefehl wirklich eingetroffen wäre, ließ er die Mannschaften in blauen Hosen antreten und statt derselben die „Weißen“ in die Tornister



Hier aber, im Angesichte einer bereits versammelten zahllosen Menschenmenge ließ er die Gewehre zusammensetzen und „die Stiefel reinigen und die weißen Hosen anziehen!“

verpacken. Frühzeitig marschirte er sodann, ohne die Bataillons-Kommandeure und Kompagnie-Chefs über seine Absichten aufgeklärt zu haben, durch die schmutzstarrenden Straßen hinaus nach dem Tempelhofer Felde, wo sein Regiment als erstes von allen andern eintraf. Hier aber, im Angesichte einer bereits versammelten zahllosen Menschenmenge ließ er die Gewehre zusammensetzen und „Die Stiefel reinigen und die weißen Hosen anziehen!“ ertönte sein Kommando. Lachend, mit der bekannten „affenartigen Geschwindigkeit“, wurde diesem Befehl Folge geleistet und — lachend bis zu Thränen sah das gesammte Publikum die riesigen Grenadiere im nächsten Augenblick in der Tracht der schottischen Bergvölker fröhlich mit den Wicksbürsten hantiren und erblickte ebenso bald darauf alle die komischen Szenen und Situationen, die mit dem im Stehen



vollzogenen Toilettenwechsel nothwendig verbunden waren. Hier hüpfen Einige, während ihrer Bemühungen, mit dem linken Bein in die blanken weißen Hosen hineinzukommen, krampfhaft auf dem rechten umher, um sich im Gleichgewicht zu erhalten und nicht zu Boden zu fallen. Dort standen Andere in Gruppen zu Zweien oder zu Vierern mit dem Rücken aneinander gelehnt und vollzogen die Hosen-Metamorphose in Ruhe und Gemächlichkeit, während wieder an anderer Stelle einige noch unbehoste baumlange Grenadiere ihrer wohlbeleibten „Kompagnie-Mutter“, dem Feldwebel nämlich, behülftlich waren, sich in die Farbe der Unschuld zu hüllen. Es waren Szenen und Bilder, welche selbst dem sonst niemals zu Scherz und Lachen aufgelegten gestrengen Herrn Oberst ein Schmunzeln abzwangen. Endlich aber, nach Verlauf von höchstens zehn Minuten, war das Befohlene geschehen und in tadellos blankgewischten Stiefeln und schneeweißen Hosen stand das Regiment in Linie auf seinem Plage, der Ankunft der andern Regimenter harrend.

Und sie kamen und — wie sahen sie resp. ihre weiß sein sollenden Hosen aus! Bis an die Kniee waren die letzteren mit Straßenkoth überzogen, daß es fast den Anschein hatte, als ob die Soldaten chokoladefarbene riesige Gamaschen über ihren weißen Hosen trügen. Desgleichen waren selbstverständlich ihre Stiefel mit einer dicken Schmutzlage bedeckt, so daß von „Propreté“ bei ihnen nur in sehr beschränktem Maße gesprochen werden konnte. Mit Staunen und Verwunderung sahen Offiziere und Soldaten daher ihre Kameraden vom „Kaiser Alexander-Regiment“, die in so unbesleckter Unschuldssfarbe dastanden, als ob sie auf dem Seil herausgetanzt oder im Luftballon aufs Paradefeld geflogen wären. Mit Verwunderung aber sahen nachher auch der Zar, der König und der gesammte glänzende Stab beim Abreiten der Fronten die tadellos sauberen Hosen und Stiefel der Grenadiere. Niemand konnte sich erklären, wie es dem Regimente möglich gewesen war, als einziges von allen unbeschmutzt und „durchaus propre“ bei der Parade zu erscheinen. Der Zar war sichtlich erfreut, daß es gerade sein Regiment war, welches sich so sehr vor den andern auszeichnete. Er sprach sich auch in diesem Sinne gegen seinen königlichen Oheim aus und äußerte den Wunsch, das Regiment noch speziell in seiner Kaserne zu besichtigen. Natürlich wurde diesem Beweise allerhöchster Gnade schon am folgenden Tage Rechnung getragen und der Zar nahm hierbei Gelegenheit, dem Regiments-Kommandeur zum Zeichen seiner höchsten Zufriedenheit den

„Alexander-Newsky-Orden“ zu überreichen. — Friedrich Wilhelm IV. aber ließ sich einige Tage später, als der Zar wieder abgereist war, von dem Obersten persönlichen Bericht erstatten über die Anordnungen, welche dem Regimente möglich gemacht hatten, unbeschmutzt bei der Parade zu erscheinen. Er wollte sich ausschütten vor Lachen — er war bekanntlich ein sehr jovialer Herr — als er die Gründe der bewiesenen „Propreté“ erfuhr.

„Gut gemacht, lieber Oberst,“ rief er, dem Regiments-Kommandeur freundlich zunickehend, aus, „aber“ fügte er alsbald mit komischem Ernst bei — „ins Reglement als allgemein gültige Vorschrift für ähnliche Fälle — will ich Ihre Maßregel doch nicht aufnehmen lassen!“

Damit entließ er den Oberst wieder, der übrigens bald darauf auch von ihm einen Beweis seiner Gnade und seines Vertrauens durch Verleihen des Ordens „Pour le mérite“ erhielt.

Ob der Hosenwechsel hiezu etwas beigetragen hatte, vermag der Kalendermann nicht anzugeben. Er möchte dies fast bezweifeln.

### Eine letzte Fahrt.

Eine Reise-Erinnerung von M. Barac.

Es war Ende September 1863, als ich auf der Hochzeitsreise von Mailand kommend über den herrlichen Comer-See fuhr und am nämlichen Abend noch in Colico den Eilwagen bestieg, um über den Splügen in die Schweiz und mein liebes badisches Heimatland zurückzukehren. Um während der langen Fahrt den engen Raum des Coupe's nicht mit einem dritten, mir und meiner jungen Frau unbekanntem Sterblichen theilen zu müssen, hatte ich schon in Mailand alle drei Plätze desselben bis Chur belegt und so richtete ich mich denn, nachdem wir Chiavenna passirt hatten, so bequem wie möglich in der einen, mein Frauchen in der andern Ecke des Wagens ein, um während der nächtlichen Bergauffahrt die Zeit im Schlafe zu tödten. Der Längraum des Wagens hinter uns war dicht besetzt mit deutschen und „welschen“ Insassen und außerdem mit Gepäck schwer beladen, so daß der Wagen äußerst langsam und unter stetem Antreiben der Pferde „durch Wort und That“ von Seiten unseres Koffelentfers den steilen Berg aufwärts rollte. Endlich, als die ersten Strahlen des Morgens dämmerten, erreichten wir mit Mühe und Noth den höchsten Punkt des Splügenpasses, der durch ein hölzernes Kreuz bezeichnet ist, und bald darauf auch das Dorf Splügen, wo kurze Rast gemacht und Pferde und Postillon gewechselt



wurden. Letzteres bemerkte ich übrigens erst, als der Wagen wieder im Gange war und vom Boock her statt der seitherigen italienischen Flüche und des stereotypen „Avante“ sich das wohlbekannte „Güh!“ einer deutsch redenden Zunge vernehmen ließ.

Erfreut über diesen, wenn auch ziemlich unartikulierten Klang meiner aus fremdem Munde so lange nicht gehörten theuren Muttersprache, öffnete ich das Fenster, um mir den Mann des „Güh!“ zu betrachten und die üblichen Fragen über Länge des Weges und Dauer der Fahrt an ihn zu richten. Der Angeredete war ein prächtiger Bursche von etwa dreiundzwanzig Jahren und — wie die blonden lockigen Haare und klaren blauen Augen verriethen — von unverkennbar deutscher Abstammung. Sein hübsches, frisches Ge-

sicht zeigte zudem jenen charakteristischen Zug von Gutmüthigkeit, der den Söhnen der deutschen Stämme eigenthümlich ist, und sein Lächeln, bei welchem die schönen weißen Zähne unter dem wohlgepflegten blonden Schnurrbarte hervorblickten, ließ überdies seine stets muntere Laune erkennen. Offenbar gleichfalls erfreut darüber, unmittelbar hinter sich deutsch redende Pas-

sagiere zu haben, gab er mit freundlicher Bereitwilligkeit Auskunft auf meine Fragen und fügte dann treuherzig bei: „So, so, die Herrschaft ist aus Deutschland? Das freut mich, daß ich Landsleute führe, denn ich bin auch ein Deutscher, ich bin im Großherzogthum Baden zu Hause!“ „Ei,“ erwiderte ich, „da sind wir freilich Landsleute, denn ich bin auch Badenser und wohne in Freiburg im Breisgau!“

Jetzt schnellte sich förmlich der Postillon auf seinem Sitze herum und sein Gesichtsausdruck wurde womöglich noch freundlicher, als er mir mit einem Freudenrufe antwortete: „Und ich — ich bin von Kirchzarten! Herrgott, wie mich das freut, — eine Herrschaft aus Freiburg, dem lieben schönen Freiburg! das ist nur 2 Stunden von meinem Dorf entfernt: Größ Gott, Herr Landsmann!“

Mit diesen Worten streckte er mir zutraulich seine breite, schwielige Hand hin und als ich einschlug, drückte er die meinige mit solcher Derbheit, als gälte es, mir alle Knochen zu zerquetschen.

„Hoho!“ rief ich lachend, „wenn ihr so drückt, Landsmann, macht Ihr Eurem Geburtsort wenig Ehre! Sind alle Zartener so wenig zart?“

Der Bursche lachte etwas verlegen und sprach: „Nichts für ungut, lieber Herr, die Freude, einen Landsmann und noch gar einen Freiburger zu sehen ist daran Schuld!“ Dann wandte er sich, indem er grüßend den Hut etwas lüftete, zu meiner Frau mit den Worten: „Größ Gott, Frau Landsmännin, — und viel Glück und Segen wünsch' ich zum jungen Ehestand!“

„Danke schön!“ erwiderte meine Frau lächelnd,

— „aber woher wissen Sie denn, daß unser Ehestand noch so jung ist?“

„O, unsereins,“ rief der Postillon, munter mit der Peitsche knallend, „hat, was dies betrifft, seine unfehlbaren Merkmale. Wollen Sie wissen welche?“

Und ohne eine bejahende Antwort abzuwarten, stimmte der muntere Bursche den Vers eines mir bekannten Volksliedchens an, der folgender-

maßen lautete:

„Raum war ich einen Büchsenkuß  
Vom Posthaus abgefahren,  
Da hör' ich einen süßen Kuß  
Gleich hinter mir im Wagen:  
Da lach' ich in's Häufchen, hopfafa,  
Und sing mein Liedel, tralala,  
Und blase, und blase!“

Und mit raschem Griff setzte er sein Posthörnchen an die Lippen und schmetterte lustig den Refrain des Liedes, das Tra-lalala — Tralera-lalala!“ hinaus in die frische Morgenluft, daß es eine Freude war. Dann aber wandte er sich mit listigem Augenzwinkern nach meiner Frau um, indem er sprach: „Sehen Sie, das ist mein Merkzeichen und — daran hab' ich's erkannt!“



Da sind wir ja Landsleute! Ich bin aus Kirchzarten bei Freiburg.



Mein Frauchen erröthete und warf mir einen halb vorwurfsvollen, halb ärgerlichen Blick zu, denn — ich hatte sie wirklich kurz nach der Abfahrt vom Posthause geküßt. Sie mochte übrigens das demonstrative Verfahren des Postillons gleichfalls etwas „unzart“ finden und deshalb keine Lust haben, das begonnene Gespräch fortzusetzen. Sie lehnte sich in ihre Ecke zurück und ein gewisser Zug um ihren Mund verrieth mir deutlich ihren Vorsatz, daß sie sich nie mehr — in einem Silwagen von mir küssen lassen wolle.

Wir aber machte die zwar etwas derbe, doch immer humoristische Beweisführung des lustigen Burschen Spaß und lachend rief ich ihm zu: „Ihr seid ein scharfer Beobachter, Landsmann, und weil Ihr Euch so auf die Küsse versteht, möchte ich fast annehmen, daß Ihr darin auch Praxis und — selbst einen Schatz habt, nicht wahr?“

„Ja Herr,“ erwiderte der Postillon mit leuchtenden Augen, „einen Schatz habe ich und noch dazu einen recht lieben und schönen, — fast so schön, wie Ihre junge Frau da! Aber nicht mehr lang ist das Mädels mein Schatz, denn in acht Tagen mache ich eine Frau aus meiner Martha, aber keine Postillonsfrau“ — fügte er mit einem gewissen Stolze bei — „morgen trete ich aus dem Dienst: die heutige Fahrt ist meine letzte Fahrt!“

„Ei, da wünsche ich von Herzen Glück!“ antwortete ich dem glücklichen Burschen. „Gewiß bekommt Ihr ein Zartener Mädels und laßt Euch in Eurer Heimat nieder?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Postillon. „Mein Mädels ist von Thufis, des Schmieds Tochter, der mein Oheim ist. In meiner alten Heimat,“ fügte er treuherzig bei, „habe ich niemand mehr, ja man kennt mich dort wohl kaum mehr, denn ich bin schon seit zwölf Jahren von Zarten fort. Meine Mutter starb schon, als ich noch in der Wiege lag und den Vater verlor ich durch einen Unglücksfall. Er war nämlich — wie ich selbst — Postillon in der benachbarten Station Burg und hatte, als er die Höllesteig herabfuhr, das Unglück, den Wagen umzuwerfen. Die Passagiere kamen alle mit dem Schrecken davon — mein armer Vater aber wurde kopfüber den Abhang hinunter geschleudert und brach den Hals. Damals nahm sich unser wackerer Pfarrer Bilharz meiner an; er schrieb an einen Bruder meiner Mutter, den Schmied in Thufis, und bat ihn um Hilfe für die verlassene Waise. Dieser that es denn auch. Er nahm mich zu sich in's Haus und — jetzt gibt er mir sein einzig

Kind, seine Martha, zur Frau. Es ist ein herzig Mädels, Herr, erst achtzehn Jahr alt — Sie werden sie sehen, denn wir fahren am Hause vorbei und da bin ich gewiß, daß sie vor der Thüre steht. Wir haben uns recht von Herzen lieb und werden, will's Gott, recht glücklich werden!“

„Ei, das kann nicht fehlen,“ entgegnete ich, „denn Ihr scheint mir ein braver redlicher Bursche zu sein. Eure Braut ist gewiß nicht minder brav und in einem Hause, wo Fleiß und Zufriedenheit wohnen, da kehrt auch das Glück gern ein! — Doch was werdet Ihr beginnen, nachdem Ihr aus dem Postdienst getreten seid?“

„Ja, sehen Sie, Herr,“ war des Burschen Antwort, „der Vater meiner Martha wollte mich gleich, als ich zu ihm in's Haus kam, zu einem Schmied erziehen. Aber das vor dem Ambosch stehen wollte mir nicht gefallen; ich war meiner Lebtag immer unter den Pferden gewesen und so hat ich denn den Oheim so lange, mich Postillon werden zu lassen, bis er endlich einwilligte und mich zum Posthalter in Thufis gab. Seit zehn Jahren führe ich nun den Wagen dreimal in der Woche nach Splügen und wieder zurück, aber nun ich heirathe, mag dies thun, wer will! Ich mag keinen Dienst mehr, der mich so viel von zu Hause wegführt, denn wenn man eine hübsche junge Frau hat,“ fügte er mit einem Blicke auf mein Weibchen bei, „so will man doch auch bei ihr sein, — nicht wahr? Deshalb werde ich jetzt wieder Schmied. Das Geschäft ist gut und nährt uns redlich und — alle, die unsern Hausstand vermehren werden. Hü, Fuchs!“

Lustig knallte der Bursche mit der Peitsche und fort rollte der Wagen auf dem Wege, der nun begann, sich in mehrfachen Windungen in's Schamsthal hinabzusenken, weshalb unser erfahrener Koffelenker hin und wieder die gewöhnliche Wagen Sperre zuge dreht hatte. Jetzt aber, als die Senkung beträchtlicher wurde, hielt er seine Pferde an, stieg ab und legte den an einer eisernen Kette befestigten Radschuh in das eine Hinterrad, um die rasche Bewegung des Wagens auf dem ziemlich schmalen Wege zu verhindern. Dann stieg er wieder auf, doch ehe er die Pferde wieder antrieb, zeigte er mit der Peitsche vor sich her und sprach: „Jetzt, Herr Landsmann, beginnt die Via mala, ein prachtvoller Weg, wie Sie wohl aus Ihrem rothen Buche da wissen!“

„Via mala“ — rief da meine furchtsame Frau aus — „via mala, das heißt wohl so viel wie schlechter oder böser Weg? Ist er denn gefährlich?“

„O nein!“ antwortete der Postillon, seine Pferde antreibend. „Die alte Straße mag wohl



gefährlich gewesen sein, aber die neue ist, obwohl sie manchmal an sehr tiefen Abgründen vorüberführt, ganz ungefährlich. Zudem fährt Sie ja der Stephan Holzer“ fügte er mit Selbstgefühl bei — „in anderthalb Stunden sind wir in Thuf — —“

Er hatte noch nicht aufgehört zu sprechen, da hörten wir plötzlich einen starken Krach und der Wagen schoß mit einem gewaltigen Ruck vorwärts.

Meine Frau schrie auf und ich machte, von Schrecken übermannt eine Bewegung, dem Postillon in die Zügel zu greifen. „Herr Gott, was ist das?!“ rief ich ihn an, der furchtbar bleich geworden war und sich mit Aufbietung aller seiner Kräfte bemühte, die von dem schweren Wagen mitfortgerissenen Pferde zum Stehen zu bringen. Mit den Füßen sich gegen den Bodtritt stemmend, zog er aus Leibeskräften die Zügel an. Umsonst; aller Anstrengung ungeachtet, vermochte er nicht den unaufhaltbaren Lauf seiner drei scheu gewordenen Rosse zu mähdigen, mit furchtbare Geschwindigkeit ging es weiter, daß die Funken von den Rädern stoben, der alte Wagen in allen Fugen krachte und jeden Augenblick umzuschlagen drohte.

„Die Radschuhkette ist gebrochen!“ schrien nun die entsetzten Passagiere des Lagerraums hinter uns. „Halt — halt, Postillon! — Wir sind verloren — rettet Euch — hinaus, hinaus!“

Von Entsetzen getrieben, versuchte ich die Thüre zu öffnen und mich mit meiner zitternden, todtblaffen Frau hinauszustürzen, aber Stephan Holzer rief, sobald er mein Vorhaben bemerkte, mit lauter Stimme: „Die Bremse, Herr, — drehen Sie die Bremse und bleiben Sie um Gotteswillen sitzen — sonst sind Sie verloren!“

Unwillkürlich gehorchte ich dieser klugen Mahnung. Mit der Hast der Angst stürzte ich mich auf die Bremse und mit der Kraft der Verzweiflung begann ich zu drehen — aber nur kaum merklich wurde die Schnelligkeit des Wagens hierdurch vermindert, der donnernd von einem Rande der Straße zum andern schwankte und deshalb stets der Gefahr ausgesetzt war, über die niedere Brüstung in die furchtbare Tiefe des Abgrundes zu stürzen, der auf unserer Linken gähnend seinen Rachen öffnete, um uns zu verschlingen.



Alle Passagiere umstanden die Leiche des unglücklichen Postillons.

furchtbaren Qualen befreit, die der Anblick des drohenden, so schauerhaften Todes in mir wach rief.

Aber auch der Postillon schien zu wissen, daß hier die Entscheidung unseres Schicksals liege. Mit Riesenkraft lenkte er die Rosse hart an der Bergwand um die Ecke, tausend folgte der Wagen — aber die Wendung war zu kurz und zu rasch, er wankte — legte sich auf die Seite und — mit furchtbarer Gewalt stürzte er nieder. Ein entsetzlicher Angstschrei der Passagiere vermischte

Schon etwa 300 Schritte mochten wir so in rasender Eile zurückgelegt haben, da näherten wir uns einer Stelle, wo der Weg in Zickzackwindungen an der steilen Bergwand hinabführt — dem schönsten Theil der Via mala, aber für uns dem gefährlichsten, denn wie sollte der schwerbeladene Wagen in dieser Schnelligkeit um die Ecken gelangen, ohne umzuschlagen? Ich glaubte, unsere letzte Stunde sei gekommen und mit gestäubtem Haar starrte ich auf die verhängnisvolle Stelle, wo sich das Schicksal entscheiden mußte.

Meine arme Frau war vor Entsetzen ohnmächtig geworden und hierdurch wenigstens von den



sich mit dem Krachen des Holzwerks und dem Klirren der Fenster Scheiben — dann wurde Alles still — die Pferde standen, — der Wagen lag zertrümmert, doch frei von Gefahr auf der Straße.

Dies aber war es ohne Zweifel, was unser Postillon zu erreichen bestrebt war, denn nur dadurch, daß er den Wagen hart an der Bergwand die scharfe Wendung machen ließ, konnte er hoffen, denselben auf die Straße selbst umzustürzen, während er sonst unfehlbar in die Tiefe des Abgrundes geschleudert worden wäre.

Sobald ich mich von der betäubenden Wirkung des furchtbaren Sturzes erholt hatte, arbeitete ich mich aus den verschiedenen Trümmern des Wagens heraus: ich war, einige Beulen und Schrammen abgerechnet, völlig unverletzt. Meine nächste Sorge galt natürlich meiner armen Frau, die aus einer Wunde am Kopfe stark blutete. Mit großer Mühe brachte ich sie gleichfalls aus dem Chaos von Splittern, Trümmern, Glasscherben und Reiseeffekten heraus und hatte bald die Freude, zu sehen, daß auch ihre Verletzungen, — wenngleich schwerer als die meinigen — keineswegs bedenklicher Natur waren. Nach kurzer Frist erholte sie sich so weit, daß ich sie zu einem nahegelegenen Steinsitze führen konnte, und ich bedurfte nur etwas frischen Wassers, um durch kalte Umschläge das aus der Wunde am Kopfe hervorquellende Blut zu stillen. Schnell eilte ich deshalb zum Wagen zurück, um aus meiner Reisetasche einen Zinnbecher zum Wassers schöpfen herbeizuholen. Aber ein schrecklicher Anblick bot sich mir bei der Ankunft beim Wagen dar. Alle Passagiere umstanden — die Leiche des unglücklichen Postillons, dessen Geistesgegenwart in dem furchtbaren Momente der Entscheidung uns vor dem sichern Untergange gerettet hatte, dabei jedoch selbst das Opfer seiner Pflichttreue geworden war.

Von seinem hohen, völlig freien Sitze war er bei dem Sturze des Wagens kopfüber herabgeschleudert worden und an einem der Steinpfosten der Wegbrüstung hatte er sich den Schädel zerschmettert.

Die heutige Fahrt war — freilich in ganz anderer Weise, als mein bedauernswerther Landsmann noch kurz vor seinem Ende gemeint hatte — wirklich seine letzte gewesen.

Als wir zwei Stunden später auf einem inzwischen herbeigebrachten Wagen in Thufis einfuhren, stürzte uns aus der Schmiede ein junges, bildschönes Mädchen entgegen — die lieblichen Züge von geisterhafter Blässe bedeckt, die großen blauen Augen vor Entsetzen weit

aufgerissen, die Hände über dem zerrauten Haar gerungen — so eilte sie an uns vorüber der Bahre entgegen, die mit einem Tuche bedeckt einige hundert Schritte hinter uns hergetragen wurde. Es war die unglückliche Martha, von der Stephan Holzer mit so viel Liebe gesprochen hatte, — die er mir im Vorüberfahren an der Schmiede hatte zeigen wollen, — die acht Tage später das Weib des Armen hätte werden sollen.

Am andern Tage wurde der Unglückliche zur ewigen Ruhe bestattet. Auch ich befand mich unter dem überaus zahlreichen Trauergeleite, welches das Grab meines armen Landsmannes umstand, der so schnell aus dem Leben hatte scheiden müssen, gerade da es versprach, schön für ihn zu werden.

Friede seiner Asche!

### Will's einmal anderswo probiren.

Ein Stüffel aus dem Bauernleben von P. R. Rosegger.

An einem Sonntag ist's, im September. Der Knecht Bertl im Feiertagsgewand steht und lehnt in der Stube umher und wartet auf das Frühstück. Er ist heute früh aufgestanden. Und das ist der Unterschied: An Werktagen wartet die Topfsuppe auf den Bertl, heute der Bertl auf die Topfsuppe. Er brummt, denn die Ruchelbirn thut ihm zu lang um und er möchte schon auf dem Weg sein nach Sandeben. Die ganze Woche denkt er an den Sonntag, wann er einmal aus dem Bergwinkel kommt und ein Bissel Luftbarkeit halten kann in den Sandebner Wirthshäusern mit Kameraden. Und jetzt will ihm die Topfsuppe ein ganzes Stück abzwicken von seinem Sonntag.

„Kommt die Vaden nit bald, so geh' ich nüchtern davon, mir ist's nix um,“ brummt der Knecht, da steht aber die Schüssel schon auf dem Tisch und der Bertl löffelt sie mit großer Hast aus. Das ist auch wieder ein Unterschied: Werktags beim Essen alle halbe Minuten ein Löffelvoll, damit man länger rasten kann, Sonntags nur so hineinschaukelnd, was Platz hat, damit man bald zur Unterhaltung kommt.

Wie der Bertl nun seinen grünen Hut von der Wand nimmt und mit zwei Fingern die weißen Schildhahnsfedern glatt streicht, kommt der Hausvater und sagt: „Möchtest so gut sein, Bertl, und von Sandeben ein paar Kilo Salz mit heimbringen. Es geht jußt aufs Meigel und den Rod bringt erst der Kohlenführer in etlichen Tagen. Da wär' 's Geld.“

Der Bertl greift das Geld nicht an, sondern sagt verbrossen: „Trag' Du Dir heut das Salz selber heim, Bauer.“

Der Hausvater schaut drein und sagt: Was hast denn? Hat Dich wer wild gemacht, Bertl?“

„Salz heimtragen,“ murrte der Bursche, „ich will ein' Fried' haben Sonntags. Muß sich eh Werktags schinden genug in diesem verdammten Berggraben. Sonntags auch noch schleppen wie ein Vieh!“

„Bertl,“ sagt der Bauer zu seinem Knecht, „ich versteh' Dich gar nicht. Jetzt sind wir über drei Jahr lang gut miteinander auskommen, ich hab' über Dich keine Klage gehabt und Du bist auch zufrieden gewest, so viel ich weiß. Ging ich ins Sandeben hinaus, wollt' ich das Stückel Salz freilich wohl gern selber heim-“



tragen, wenn man von den Dienftboten jetzt nicht einmal das mehr verlangen darf."

"Wenn's Dir so nicht recht ist, Bauer, mach's anders," versetzt der Knecht und geht zur Thür hinaus.

Nun muß für die nächsten Tage von einem Nachbar Rochsalz ausgeborgt werden. Der Bauer zerbricht sich den Kopf, was denn seinem Knecht über die Leber gelaufen sein kann? Sonst ein braver, williger Mensch, jetzt auf einmal so stuhig. Für die nächste Zeit trachtet er, daß die Arbeit nicht zu schwer und die Kost nicht zu leicht ausfällt. Er wagt es gar nicht, des morgens vier Uhr das Holzschiet an die Knechtstammer zu stoßen, womit er sonst die Leute aufzuwecken pflegte, nur den Hahn läßt er im Vorhaus recht schreien, wartet des Weiteren, bis der Bertl selber aufwacht und aufsteht. Der Knecht denkt: Ich arbeite dafür des Abends länger, wo ich beim Zeug bin, und jetzt bleib' ich noch ein bißel liegen. Und des Abends sagt er: Ich steh' lieber morgens etwas früher auf, wenns kühl ist, und jetzt geh ich schlafen. Zu Mittags, wenn Roggenknödel auf den Tisch kommen, bemerkt der Bertl, daß sie draußen in der Freisau lauter Weizen esen. Und wenn die Bäuerin des Abends den Sterz aufträgt, so seufzt er: „Wer für sich selber sein kunn! Ein klein Stückel Fleisch wär' mir zehnmal lieber, als der Mehlsumpf da.“

Indeß gehen die Wochen dahin, ohne daß eine besondere Klage ist.

Am Leihkauffonntag, das ist der Tag im Herbst, an welchem sich der Bauer für das nächste Jahr die Dienftboten dingt und ihnen das Angeld, den Leihkauf gibt — an diesem Sonntage setzt sich unser Bauer an den Tisch, wo sein Knecht Bertl eben bei der Milchsuppe sitzt, und redet ihn an: „Was ist's, Bertl, mit uns zwei, für nächst's Jahr?“

„Weiß nit," antwortet der Knecht.

„Ich denk'," sagt der Bauer, „wir bleiben wieder beieinander. Kennen thust mich und ich Dich auch und soll weiter kein Unwillen sein. Brod' Dir ein in die Suppen! Brod' Dir ein besser. Wenn's Dir recht ist, da wär' der Leihkauf.“

Er hält dem Knecht einen Fünfguldenschein hin. Der Bertl schielt so ein wenig drauf und sagt mit einem tiefen Athemzug: „Ich will's halt einmal anderswo probiren!“

Der Bauer ist einen Augenblick still. „Ja," sagt er endlich, „hast schon einen andern Leihkauf angenommen?“

„Das just nit," versetzt der Knecht und wirft eine Handvoll Brocken in die Suppe, „ich will einmal meines selber werden.“

„Deines selber," sagt der Bauer, „Deines selber. Ist auch recht, wenn Du meinst, daß es Dir Deines selber besser gehen wird, als bei mir. Ich glaub', ich hätt' Dich nicht zu kurz gehalten und wollt' Dir zur

Aufbesserung noch gern ein paar Gulden drauf geben.“

„Ah na, versetzt der Knecht, „mich g'freut das Bauern dienen nit mehr. Ich will's einmal im Eisenwerk probiren. Bin ich für mich allein und verdien' mir mehr, in einem Monat mehr, wie im Bauerndienst das ganze Jahr.“

Der Bauer ist aufgestanden und geht in der Stube auf und ab. Seine Hände am Rücken, eine muß die andere halten, denn sie möchten am liebsten dreinschlagen auf den Tisch.

„Ins Eisenwerk! Auch ins Eisenwerk! In einem Monat mehr, wie bei dem Bauer das ganze Jahr. Freitlich wohl. Und vertrintens. Schon Werttags müssen's Bier haben bei der Gluthhiz. Sonntags verjuren's den Rest. Auf einmal steht das ganze Gerümpel und sind ihrer ein Haufen arbeitslose Leut' da. Jesses, die Fabriken, wo sie Bettelent' machen! Und der Bauernstand müßt selber betteln gehen, wenn er wüßt zu wem. — So denkt es in unserem Bauer, ganz gewaltfam denkt's in ihm, aber er bleibt ruhig.

„Ueberleg' Dir's, Bertl," sagt er, „es wird Dich nicht gereuen, wenn Du mir folgst, es geht Dir besser im Bauerndienst, wie in der Fabrik. Es geht Dir für die Läng' besser,

das kannst mir glauben! Bei mir hast Dach und Fach, Kost und Gewand und Deinen Lohn — wenn er auch nicht groß ist, Du kannst ihn ersparen. Hast eine gesunde Arbeit, hast Deine Sonntage und Feiertage und weißt wo Du daheim bist. Ueberleg' Dir's, Bertl.“

Der Bertl wischt mit dem Tischtuch den Löffel ab und sagt: „Möcht's just einmal wissen, was Ihr sagt dazu, Bauer, wenn ich Euch fragen wollt', ob ich bei Euch die Ranzel bei mir haben darf? Ist eine gesunde

„Und wollt'ft mir nachher bleiben?" fragt der Bauer.

„Kunnst sein, wenn Du ihr auch einen guten Lohn gibst.“

Der Bauer hat sich hingesezt und trommelt mit den Fingerringeln auf der Tischdecke. Er trommelt lang, er trommelt so etwas wie den Madestymarsch. Endlich hebt er den Kopf und sagt: „Was Du aber gescheit bist, Bertl. Wie Du Dir's einrichten möchtst! Das wär' bequem! Vielleicht noch ein Extrastubel für den Herrn Knecht und seine Frau Schöne! — Nein, mein Lieber, so thun wir nicht. Mein Haus ist in Ehren gestanden seit alters her, uneheliches Zusammenleben hats feines 'geben und wirds feines geben bei mir. Wenn meine Knechte sonst wo Liebschaften haben, so geht mich das nichts an. Aber die Dirnen im Haus! Nein. — Wir wollen bis Neujahr nichts mehr reden von der Sach'. Zu Neujahr kannst hingehen, wohin Du willst.“

„Dazu werd' ich Euch nit fragen," sagt der Knecht und geht seines Weges.



Bertl: „Ich will's halt einmal anderswo probiren!“

fleißige Dirn', die Ranzel, nimm sie als Stallbirn.“

„Kunnst sein, wenn Du ihr auch einen guten Lohn gibst.“

Der Bauer hat sich hingesezt und trommelt mit den Fingerringeln auf der Tischdecke. Er trommelt lang, er trommelt so etwas wie den Madestymarsch. Endlich hebt er den Kopf und sagt: „Was Du aber gescheit bist, Bertl. Wie Du Dir's einrichten möchtst! Das wär' bequem! Vielleicht noch ein Extrastubel für den Herrn Knecht und seine Frau Schöne! — Nein, mein Lieber, so thun wir nicht. Mein Haus ist in Ehren gestanden seit alters her, uneheliches Zusammenleben hats feines 'geben und wirds feines geben bei mir. Wenn meine Knechte sonst wo Liebschaften haben, so geht mich das nichts an. Aber die Dirnen im Haus! Nein. — Wir wollen bis Neujahr nichts mehr reden von der Sach'. Zu Neujahr kannst hingehen, wohin Du willst.“

„Dazu werd' ich Euch nit fragen," sagt der Knecht und geht seines Weges.



Ein Jahr später gehts dem Bertl sehr gut. Er ist Arbeiter im Eisenwerk, verdient sich täglich über einen Gulden, hat ein schönes Gewand, hat ein gemietetes Stübel und im Stübel seine Kanzel, die so ein wenig mit der feinen Nähderei umthut und eine Frau spielt.

Drei Jahre später gehts nicht mehr so gut. Das Eisenwerk hat Mangel an Arbeit, der Bertl macht in der Woche kaum drei „Schichten“. In seinem Stübel hat er ein krankes Weib und vier kleine Kinder.

Nach zehn Jahren steht das Werk ganz still, der Bertl sucht in anderen Fabriken Arbeit, er findet keine, es heißt, es ginge überall schlecht. Ein paar Kinder hat er an mitleidige Menschen verschenkt, für die übrigen sucht er Kostorte bei den Bauern. Zu seinem alten Hausvater will er gehen, der ist nicht mehr da, aus Mangel an Dienstofften der Grund verwildert, endlich das Haus vergantet, der Bauer im Armenhaus zu Sandeiben.

Der Bertl sitzt auf einem Stein vor dem halbverfallenen Bauernhof, stützt seinen Kopf auf den Ellbogen und murmelt: „Da, auf diesem Fleck ist's mir auch einmal gut 'gangen.“

### Natur-Philosophie.

„Alles ist eitel“ sagt Salomo und der Cyniker Diogenes gefiel sich in dem Grundsatz, daß es göttlich sei, nichts zu bedürfen; doch hatte er die Eitelkeit, dem großen Alexander, als dieser ihm gnädig sein wollte, zu sagen: „geh mir aus der Sonne!“

Das ist lange her, aber es ist interessant in der Gegenwart, auf einen Menschen zu stoßen, der mitten im Volk, sich dessen unbewußt, zu ähnlichen weltweisen Schlüssen

kommt, wie die alten griechischen Weltweisen.

Ich erinnere mich einstmal auf einem Gang durch mein liebes Schwabenland, durch das Städtchen G. gekommen zu sein, auf der rauhen Alp gelegen in öder, dürrer Gegend, ohne allen Reiz, ein obskurer Ort mit obskurer Bevölkerung, wahrlich ich habe nichts weniger erwartet, als auf einen — Gedanken zu stoßen.

Da trat uns ein etwa 20jähriger Bursch entgegen, der uns allerlei Bilder zum Kaufe anbot; da es ein gar so gesunder, kräftiger Bursch war, so fragte ihn mein Begleiter, ob er sich nicht

schäme, mit Bildern zu handeln, wo er so ein paar gesunde und kräftige Arme habe?“ — „O Herr,“ war die Antwort, „es ist nit der Müß' werth, das man was anfängt, wegen dem bis'l Leben.“

Wahrlich! Wäre der Junge vor 2000 Jahren zur Welt gekommen, an den Ufern des ägäischen Meeres, er hätte darauf eine Schule gründen können und hätte der Anhänger genug gefunden, denn im Grunde denken so noch heutzutage alle — Philosophen.

### Eine gefährliche Prozedur.

Ein Bauernknabe sollte einen gußeisernen Topf, in welchem „Muz“ gekocht worden war, auswaschen und wollte nun, ehe er das ihm übertragene Geschäft besorgte, die im Topf klebenden süßen Ueberreste naschen, weshalb er versuchte, seinen Kopf in den Topf zu stecken, um diesen einfach „auszulecken“. Mit großer Anstrengung zwängte er auch wirklich seinen dicken Schädel durch die Oeffnung des Topfes und leckte nach Herzenslust; als er aber wieder herauschlüpfen wollte, ging es nicht. Jetzt erhob er ein großes Geschrei, so daß erst die Mutter, dann der Vater und endlich auch die Nachbarn herbeikamen, um dem heulenden Knaben Beistand zu leisten. Aber alle Versuche, den Topf zu entfernen, waren fruchtlos; es war rein unmöglich, ihn über die Ohren des so schrecklich bestrafte



Der Bertl sitzt auf einem Stein vor dem halbverfallenen Bauernhof und murmelt: „Da, auf diesem Fleck, ist's mir auch einmal gut 'gangen.“

Näschers zu ziehen, ohne diese abzureißen. Da kam der Nachbar Schmied endlich auf einen guten Gedanken. Er trug den Knaben in seine Werkstätte, legte dessen eisenumwölbten Schädel auf den Ambos und führte mit seinem großen Schmiedehammer einen tüchtigen Schlag auf den Topf. Und die gefährliche Prozedur gelang: der Topf zersprang, doch — der Schädel blieb ganz. — Hoherfreut über seine endlich glücklich erfolgte Befreiung, aber noch ganz betäubt von dem dröhnenden Schläge, nahm der Knabe seinen Kopf zwischen beide Hände und rief: „Herrgott, hat dees aber dunmert!“



## Der Ursprung der Zähringer.

In einem der schönsten und fruchtbarsten Gaue Badens, da wo die dunkeln Forste des Schwarzwaldes üppigen Wiesen, reichen Obstgärten und herrlichen Weinbergen Platz machen, schauen von der waldigen Höhe des Rostkopfes, unfern von Freiburg, die Trümmer der Burg Zähringen herab in das Rheinthal. Der Blick schweift hier weit hinein in den Breisgau und hinüber in das Elßaß. Hier hauste seit dem Jahre 1000 ein mächtiges Fürstengeschlecht, das nach dieser Burg sich nannte und seinen Ursprung von Berchtold

dem Bärtigen, einem Zeitgenossen Kaiser Heinrich III. und Heinrich IV. ableitete. Seine Güter lagen gleich denen der Welfen und Hohenstaufen im alten Herzogthum Schwaben, unfern der Besitzungen der Habsburger, im Breisgau, in der Ortenau, auf dem Schwarzwald und auf der Westseite der schwäbischen Alb. Man hat versucht, die Zähringer in Zusammenhang zu bringen mit dem alemannischen Herzog Berchtold, der im Jahre 724 als Beschützer des Glaubensboten Pirmin am Bodensee genannt wird und ein Enkel des im Jahr 708 gestorbenen Herzogs Gottfried war. Eine andere Annahme läßt die breisgauischen Berchtolde von jenem Grafen Erchanger abstammen, der, vielleicht ein Nachkomme der durch das Frankenreich gestürzten Alemannenherzoge, ein Herzog Hermann von Baden nimmt



1847. Closs, Ruff - Stuttgart.

gewisses Erbrecht auf das Herzogthum Schwaben oder Alemannien hatte und geltend machte; aber im Kampf mit seinem Gegner, dem Markgrafen Burkhard, einem Nachkommen der alten Herzoge von Rätien, unterlag, und 917 zum Tode verurteilt wurde. Diese Annahmen haben manches für sich. Doch läßt sich mit Sicherheit aus Urkunden nur nachweisen, daß Berchtold der Bärtige der Sohn und Erbe des Grafen Bezelin, d. h. Bezo oder Berchtold von Billingen war: dieser war Graf im Breisgau, hauste aber meist in Billingen. Dieser uralte Ort, im Herzen der großen Berchtolds-

baar und an der Heerstraße aus dem Rheinthale nach Schwaben gelegen, wurde von Bezelin zum Mittelpunkt des Handels und Verkehrs der ganzen Landschaft gemacht und erhielt von Kaiser Otto III., auf Ezelins Bitten, das Marktrecht und Münzrecht, sowie die Ein- und Ausfuhrzölle sammt dem königlichen Banne d. h. der hohen Gerichtsbarkeit und Polizei. Sein Sohn, eben der obgenannte Berchtold der Bärtige, war Erbe seines Vaters und Herr von der Ortenau, dem Breisgau und dem Thur- und Zürihgau in der jetzigen Schweiz. Er erhielt für seine Verdienste um Kaiser und

Reich von Heinrich III. die Anwartschaft auf das Herzogthum seiner Ahnen, eben das Herzogthum Schwaben oder Alemannien um 1052. Der Kaiser übergab ihm als Erinnerungszeichen an diesen Anlaß seinen Ring und Berchtold führte schon den Titel Herzog. Da starb Kaiser Heinrich III., noch ehe das Herzogthum erledigt war. Nun aber veränderte sich die Lage vollständig. Die Kaiserin-Wittve Agnes, die während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Regentschaft führte, verlieh das Herzogthum Schwaben dem Grafen Rudolf von Rheinfelden, der das Herz der Kaiser-tochter gewonnen hatte, und Berchtold mußte sich mit der Anwartschaft auf das entlegene Herzogthum Kärnthien und die Markgrafschaft Verona in Oberitalien begnügen. Das war ein schlimmer Tausch; statt über die schöne schwäbische Landschaft, sollte er nun über die unwirthlichen Gebiete der rohen kärnthischen Slaven an der Mur und Drau herrschen. Während nun Graf Berchtold für sich und seinen gleichnamigen Erstgeborenen den Herzogstitel annahm, wurde sein zweiter Sohn Hermann zum Verwalter von Verona gemacht und erhielt den Titel Markgraf. Er hatte eine Tochter des Grafen von Kalw zur Gemahlin, deren Mitgift die Herrschaft Baden im Osgau war, wonach der Sohn dieser Ehe und sofort seine ganze Nachkommenschaft sich



„Markgrafen von Baden“ zu nennen pflegten. In dem später entbrannten Kampf der süddeutschen Fürstengeschlechter gegen die Anmaßungen Kaiser Heinrichs IV. stellte sich Berchtold auf die Seite der Gegner des Kaisers. Aber die kaiserliche Partei siegte. Vorübergehend fand zwar im März

1073 eine Ausöhnung Berchtolds und seiner Freunde mit Heinrich statt, Berchtold zog mit ihm nach Sachsen und stand ihm treu zur Seite, als sich das Sachsenvolk gegen den Kaiser erhob. Als aber der Streit des Kaisers mit dem Papste ausbrach, und der Kirchenbann über Heinrich IV.



Großherzog Friedrich von Baden.

verhängt wurde, trat Herzog Berchtold aufs neue zu den Gegnern des Kaisers über und setzte seinen Einfluß für die Wahl Rudolfs von Rheinfelden zum Gegenkaiser ein. In dem blutigen Kriege, der nun begann, sah der betagte Fürst

in den Jahren 1077 und 1078 seine Besitzungen zwischen Donau, Neckar und Main von den Heeren Heinrichs schonungslos verwüstet. Vom Kaiser auf einer Reichsversammlung zu Ulm aller Würden, Güter und Lehen für verlustig erklärt, starb



er am 6. November 1078 auf seiner Feste Liut-  
burg bei Weilheim am Neckar. Im Kloster  
Hirschau wurde er beigesetzt, dem Mutterkloster  
des Stiftes St. Peter in Weilheim, welches er  
gegründet hatte.

Von seinen Söhnen wurde Gebhard Bischof

von Konstanz. Hermann, der andere Sohn, nahm  
Abschied von Weib und Kind und zog sich nach  
dem Siege der Kaiserlichen in das Kloster Clugny  
in Burgund zurück, wo er 1074 starb. Er trägt  
den Beinamen der Heilige und ist der Stamm-  
vater der Markgrafen zu Baden. Berchtold II.



Großherzogin Luise von Baden.

trat in die Fußtapfen des Vaters als Anhänger  
Kaiser Rudolfs, als entschiedener Gegner Hein-  
richs IV. Im Verein mit Herzog Welf ließ Berch-  
thold um Ostern 1079 den kleinen Sohn Rudolfs  
von Rheinfelden, der ebenfalls Berchtold hieß,

in einer großen Versammlung der Heinrich IV.  
feindlichen Partei zum Herzog von Schwaben  
ausrufen.

Mit wechselndem Glück standen sich die Par-  
teien im Felde gegenüber. Unterstützt von seinem



Bruder, dem Bischof von Konstanz, den Papst Urban II. zu seinem Stellvertreter in Alemannien ernannte, gewann in diesen Gegenden Berchtold II. immer mehr die Oberhand über die Anhänger Heinrichs. Mit einer Tochter Kaiser Rudolfs vermählt, wurde er nach dessen Tode und nach dem Ableben des jungen Berchtold von Rheinfelden der alleinige Erbe des großen rheinischen Besitzes und 1092 von der päpstlichen Partei zum Herzog von Schwaben erwählt. Nun wandte sich Kaiser Heinrich IV. an den jungen Friedrich von Hohenstaufen und sprach zu ihm: „Auf, umgürte dein Schwert gegen meine Feinde und kämpfe sie nieder, du erhältst meine einzige Tochter und als Mitgift das Herzogthum Schwaben.“ Der tapfere Jüngling folgte dem Rufe und aus seiner Vermählung mit der fränkischen Kaiserin ging das hohenstaufische Kaisergeschlecht hervor, welches über ein Jahrhundert den deutschen Kaiserthron besaß und die Welt mit seinem Ruhm erfüllte. Berchtold II. war mit den Hohenstaufen verwandt, denn seine Großmutter, die Gemahlin des wiederholt genannten Bezelin, war die Tochter Friedrichs von Bären, dessen Enkel sich nach der neuen Burg Hohenstaufen nannten. Aus diesem Grunde und weil Berchtold II. das lang bedrängte Schwaben in keinen neuen Krieg verwickeln wollte, bot er seinem Gegner die Hand und schloß Frieden, indem er auf das Herzogthum Schwaben verzichtete unter der Bedingung, daß ihm über seine Stammgüter in Helvetien, auf dem Schwarzwalde, im Breisgau und der Ortenau die herzogliche Gewalt ungeschmälert verbleibe. So erfreuten sich denn die schwäbisch-alemannischen Gauen nach langer Zeit endlich wieder der Segnungen des Friedens. Herzog Berchtold aber verließ jetzt seinen unheilvollen Wohnsitz in Schwaben und zog hinaus in den schönen Breisgau und hauste auf der Burg Zähringen, deren Namen von jetzt an sein Geschlecht führte. Der Bergsitz war klein, aber fest, und das Auge schaute weithin in die herrliche Gegend; zugleich befanden sich in der Nachbarschaft weite Wäldungen und ergiebige Bergwerke, wodurch der Herzog und seine Nachkommen ihren Goldreichtum bedeutend vermehrten. So konnte die Sage entstehen, die Zähringer seien ursprünglich Köhler gewesen. Als einst, erzählt eine alte Chronik, der Köhler die Kohlen vom Meiler in Empfang nehmen wollte, waren es Klumpen gediegenen Goldes, die rings in dem Aschenhaufen lagen. Der kluge Köhler fand, daß der Platz noch andere Goldadern enthalte, und so sammelt er sich bald einen großen Schatz in der Felsenspalte. Nun war großer

Krieg im Reich, und der Kaiser, hieß es, irre im Mönchsgewand umher. Da erschien um Mitternacht ein Mönch und klopfte an die Köhlerhütte. Es war der Kaiser, der bald sich zu erkennen gab. Der patriotische Köhler stellte ihm seinen ganzen Goldschatz zur Verfügung, damit er sich ein Heer werbe, was er auch that. Später nach seinem Sieg und Triumph habe er dann den Köhler und sein Geschlecht zu Herzögen von Zähringen gemacht. Berchtold II. starb im April 1111 und wurde in St. Peter, einer seiner Stiftungen begraben.

Berchtold III. gründete die Stadt Freiburg an der Dreisam nach dem Vorbilde Kölns, dessen blühenden Zustand er kannte, als er nach einem unglücklichen Feldzuge mit Kaiser Heinrich V. eine Zeit lang als Gefangener daselbst gewelt hatte. Ebenso erhob er den Markt Flecken Billingen zu einem städtischen Gemeinwesen. Sein Bruder Konrad, der ihm in der Herzogswürde nachfolgte, vollendete das Begonnene, indem er der Freiburger Bürgerschaft durch einen Freibrief hohe Rechte verlieh und zu dem herrlichen Münster, der Zierde deutscher Baukunst, den Grund legte. Dieser Zähringer, der in allen Unternehmungen einen großartigen Sinn bewies, erhielt zuerst von Lothar das Reichsverweseramnt über Burgundien, das er aber nur durch eine Reihe heftiger Kriege mit den einheimischen Fürsten zu behaupten vermochte. In dem Kampf der Waiblingen und Welfen schloß er sich an die letztern an und bereitete dadurch seinem Lande einen verheerenden Krieg, der noch nicht beendet war, als er starb und sein Sohn Berthold IV. sein Nachfolger ward. Dieser, gleich groß in den Künften des Krieges wie des Friedens, söhnte sich mit dem Hohenstaufen Friedrich Barbarossa aus und erhielt gegen die Zusage der Heeresfolge auf des Kaisers italienischen Feldzügen nicht nur seine Stammgüter zurück, sondern auch die burgundischen Reichslehen und die Kastvogtei über Genf, Lausanne und Sitten. Ihm verdankt die Stadt Freiburg im Necklande, die ganz nach dem Muster der Breisgauischen eingerichtet wurde, ihre Entstehung, und in seinen Erblanden gründete er Neuenburg am Rhein, Offenburg und Haslach an der Kinzig. Sein Sohn Berthold V. trat in des Vaters Fußtapfen. Er legte den Grund zu den Städten Bern, Burgdorf, Yverdon und Milden (Moudon) und behauptete sein Ansehen in den burgundischen Landen durch die Gewalt der Waffen und die Stärke und Festigkeit seines Charakters und Willens. Durch Sparsamkeit und guten Haushalt erwarb er sich große Schätze, daß man ihm den Beinamen des Reichlichen beilegte.



Als Berthold V. kinderlos verstarb, wurden seine Besitzungen getheilt. Die Reichslehen, wozu die Städte in den burgundischen Landen und Offenburg an der Rinzig gehörten, fielen an den Kaiser; die Güter im Breisgau, in Schwaben und auf dem Schwarzwald erbt die älteste, an den Grafen von Urach vermählte Schwester, indeß die Besitzungen in Helvetien an den Gemahl der jüngeren Schwester, den Grafen von Kyburg, übergingen. Egon von Urach verkaufte sein Stammschloß auf der schwäbischen Alb und siedelte nach dem Breisgau über. Durch seine Söhne theilte sich sein Geschlecht in die Grafen von Freiburg, denen die breisgauischen Länder angehörten, und die Grafen von Fürstenberg, welche die schwärzwäldischen Besitzungen mit den Städten Billingen und Haslach besaßen. Hundertundachtundvierzig Jahre blieb Freiburg bei Egons Hause, bis es

am Ende des vierzehnten Jahrhunderts mit Billingen, Breisach, Neuenburg an die Habsburger abgetreten werden mußte. Von dem Mannstamm der Zähringer waren nun noch die Markgrafen von Baden übrig, da die Herzogslinie 1218 mit Berthold V. ausstarb. Sie erwarben später unter andern auch die Städte Pforzheim, Durlach und Ettlingen. Seit 1291 wurde ihr Land in die untere Markgrafschaft mit Pforzheim und die obere mit Baden geteilt; zwischen ihnen lagen aber eine Menge selbstständiger, fürstlicher, bischöflicher, klosterlicher und städtischer Gebiete. Es waren kleine Landstriche, die von dem großen Erbe der Herzoge von Zähringen noch übrig geblieben waren und sich im Laufe der Zeit noch weiter theilten. Gegen Ende des Mittelalters vereinigte Markgraf Christoph noch einmal einen großen Theil der alten zähringischen Stammlande, einschließlic der Ortenau und der Baar, aber nur auf kurze Zeit: die letztern gingen wieder verloren und die Markgrafschaft versiel zunächst in drei, später in zwei Theile. Da wollte es ein gütiges Geschick, daß am Ende des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ein Sprosse jener Zähringer, Markgraf Karl Friedrich, den größern Theil der uralten Stammlande aufs neue unter seinem Scepter vereinigte und mit dem, was aus dem Herzogthum Rheinfranken und Ostfranken hinzukam, über ein Land



gebot, das an Umfang und Fruchtbarkeit dem alten Herzogthum Alemannien oder Schwaben nicht nachstand. — In demselben Herzogthum Alemannien stand auch die Wiege eines andern Fürstengeschlechts, das im Laufe der drei letzten Jahrhunderte zu hoher Machtfülle sich erhob und heute an Glanz und Ansehen den erlauchtesten Fürstenhäusern sich anreicht. Wir meinen die Hohenzollern. Vielleicht gemeinsamen Familienursprungs mit den Zähringern, sicher aber gemeinsamer Stammesangehörigkeit und gemeinsamer edler Abkunft mit ihnen, haben sich früh, nachweisbar seit dem 13. Jahrhundert, verwandtschaftliche Verbindungen zwischen beiden Fürstenhäusern geknüpft und sich in den folgenden Jahrhunderten erneuert. Badens Volk blickt heute frohen und dankbaren Herzens auf einen solchen Bund, der unlängst seine fünfundzwanzigjährige

Weihe empfangen hat. Karl Friedrichs, des Neubegründers der badischen Lande, des fürstlichen Weisen, wie ihn Klopstock nennt, erhabener Enkel, Großherzog Friedrich, waltet heute treu und ruhmvoll über demselben herrlichen Landstrich und zugleich im Sinne und Geiste jener alten Herzoge von Zähringen, welche eine sorgliche Verwaltung, einen freien Bürgerfinn und das Aufblühen selbständiger Gemeinschaften begünstigten und förderten; und ihm zur Seite der Zöllernspröß, Großherzogin Luise, Kaiser Wil-

helm, des Siegreichen, der des Reiches alte Herrlichkeit in neuem Geiste und Glanze wieder ausgerichtet hat, edle, hochsinnige Tochter, die in Werken der Liebe und Humanität, in der Fürsorge für die Hebung des weiblichen Geschlechtes unermülich thätig, die edelsten Ziele erstrebt und tausendfache fruchtbare Keime austreut, mit hohen seltenen Tugenden der Frauenwelt und dem Lande voranleuchtend. So haben sich herrlich und schön erfüllt die Worte, mit denen Großherzog Friedrich am 26. November 1855 dem Landtage seine Verlobung mit der Zöllerntochter ankündigte: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen.“ —

re  
er-  
tte.  
nen  
nen  
sich  
ach  
den  
äh-  
pril  
ner  
urg  
ffen  
nach  
ein-  
elbst  
ken  
sein  
irde  
er  
rief  
Rün-  
und  
neh-  
hielt  
über  
leibe  
zu  
aid-  
an  
ver-  
als  
lach-  
nsten  
dem  
er-  
des  
seine  
ndi-  
Genf,  
Stadt  
dem  
ihre  
ndete  
slach  
nt in  
nd zu  
Mil-  
en in  
t der  
seines  
t und  
, daß  
legte.



### Ein pffiffiger Wirth.

Der Adlerwirth von Langenpechtlingen — wer nicht weiß, wo dieses Dorf liegt, mag auf der Landkarte suchen — war ein vermöglicher Mann, ein ruhiger Bürger und loyaler Unterthan. Er verdiente sich alljährlich ein hübsches Stück Geld, lebte in Frieden mit seinen Nachbarn und ehrte seinen König und die Staatsgesetze. Um ihm jedoch kein allzugutes Zeugniß auszustellen, müssen wir beifügen, daß er bezüglich des Ehrens der Staatsgesetze eine einzige Ausnahme machte: er war nämlich ein abgesagter Feind von allem Steuerzahlen. Besonders die Zölle und Abgaben, welche an der Landesgrenze — Langenpechtlingen liegt bekanntlich nur ein halbes Stündlein von dieser entfernt — für im Nachbarstaat eingekaufte Gegenstände, Waaren, Viktualien oder andere Dinge zu zahlen waren, haßte er und nannte es geradezu unrecht, daß man für Sachen, die man gekauft und bezahlt hatte, noch einmal „bluten“ solle. Dabei bedachte er natürlich nicht, daß der Staat für seinen großen und nothwendigen Haushalt eben auch großer Einnahmen bedarf, die er auf dem durch die Gesetze und Verordnungen festgesetzten Wege verlangen muß. Aber dem Adlerwirth war dies nicht klar zu machen; er hatte sich eben einmal darauf erpicht, daß Niemand, auch der Staat nicht, das Recht habe, von ihm eine Abgabe zu verlangen, wenn er Lust habe, etwas, was er in seinem Dorfe nicht preiswürdig oder gar nicht haben könne, jenseits der Grenze um sein theures Geld zu erstehen. Darum machte er sich auch gar kein Gewissen daraus, gegen die Zollgesetze zu sündigen und zu schmuggeln, wo er nur konnte. Und er „konnte“ dies letztere oft, denn er war ein Pffiffigus und hatte die Schlaueit — wörtlich genommen — schon mit der Muttermilch eingesogen, da seine Mutter eine geborene Schlaumaier war. Diese ihm eigene Schlaueit machte ihm möglich, die Grenzbeamten, — welche ihm hierin keineswegs ebenbürtig waren, — hinter's Licht zu führen, daß es eine Art hatte. Wie er dies bewerkstelligte, mag man aus nachstehendem Stücklein ersehen, das er im vergangenen Winter ausführte.

Der Adlerwirth hatte einen guten Freund und Gevatter in dem jenseits der Grenze gelegenen Dorfe Schwachtelfingen — der freundliche Leser findet den Ort vielleicht auch auf der Landkarte, wenn er recht sucht; in einem kleinen Stündchen geht man von Langenpechtlingen hin. Dieser Gevatter, auch ein Wirth, hatte einen vorzüglichen Wein, den er in seinem viel und treffliches Gewächs erzeugenden Vaterlande zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preis erstanden hatte.

Oft schon hatte nun der Adlerwirth seinem Gevatter in den Ohren gelegen, ihm ein Fäßlein davon „zum Selbstkostenpreis“ abzulassen, und dieser war endlich auch darauf eingegangen. Deshalb handelte es sich jetzt nur noch darum, das Fäßlein vom „Hirschen“ in Schwachtelfingen nach dem Keller des „Adlers“ in Langenpechtlingen zu verbringen. Dies wäre nun an und für sich nicht so schwierig gewesen, denn der Weg zwischen den beiden Dörfern ist gut und „topfeben“, so daß der Adlerwirth weiter nichts zu thun gehabt hätte, als das Fäßlein auf sein Wägelein zu laden, seinen kräftigen Braunen davorzuspannen und heimzufahren. Das wäre ein Kinderspiel gewesen, — er hätte Trab fahren können, wenn's pressirt hätte —, und der Adlerwirth hätte es auch sicher so gemacht, wenn nicht die „verfluchte“ Grenze dazwischen gewesen wäre, wo er den noch „verfluchteren“, sehr theuren Zoll für den Wein hätte zahlen müssen. Darum dachte er darüber nach, wie er den Wein hinüberbrächte, ohne ihn direkt zu schmuggeln, — denn dies war ihm doch ein wenig zu riskirt, da ja bekanntlich im Fall des Erwischtwerdens neben dem vierfachen Betrag des defraudirten Zolles noch die Konfiskation des Weines als Strafe darauf gesetzt war. Also besann er sich auf etwas anderes und schon nach kurzer Zeit lächelte er siegesgewiß vor sich hin: er hatte das Mittel zum Herüberschaffen seines lieben Weingens, ohne Zoll dafür zahlen zu müssen, gefunden.

„Gevatter“, sagte er zum Hirschenwirth, „Ihr könntet mir den Wein in Flaschen abziehen, verkorken und versiegeln lassen, — natürlich auf meine Kosten —, damit ich ihn in einigen Tagen mit meinem Wägelein abholen könnte und drüben nichts weiter mehr damit zu thun hätte, als ihn in den Keller zu legen. Wollt Ihr?“

Dem Hirschenwirth war's recht und zwei Tage später kam richtig der Adlerwirth, — aber zu Fuß. „Denkt Euch das Malöhr, Gevatter“, sprach er, „jetzt wird mir mein Brauner krank, so daß ich nicht fahren kann. Die Bauern aber, bei welchen ich anfragte, fordern einen unchristlich hohen Preis für die Fuhr, den ich unter keinen Umständen zahlen will, denn die Brüh' käme mich dadurch höher als die Brocken. Darum bleibt mir nichts anderes übrig, als den Wein flaschenweis, immer zwei oder drei auf einmal, heimzutragen. Wenn ich zwanzig- bis fünfundzwanzigmal den Gang gemacht habe, wird der Wein in meinem Keller sein und ich habe doppelten Profit davon: hat mir nicht der Arzt wegen meiner Fettleibigkeit Bewegung verordnet? darum kann ich auf die angegebene Art das Angenehme mit



dem Nützlichen verbinden, — aber es braucht Niemand etwas davon zu erfahren: versteht Ihr?"

Der Hirschenwirth verstand; man brauchte ihm gerade nicht mit dem Holzschlägel zu winken, damit er etwas kapire: er gehörte auch nicht zu den Dummen. Darum drückte er pffiffig das linke Auge zu und sprach weiter nichts als: "Tragt nur Sorge, daß Ihr an der Grenze nicht erwischt werdet, Gevatter!"

Aber der Adlerwirth lächelte verschmizt. "Was denkt Ihr von mir? sprach er, indem er wie sein Gevatter ebenfalls ein Auge zukniff. "Ich denke nicht daran, den Wein schmuggeln zu wollen. "Wenn man mich an der Grenze fragt, werde ich offen und ehrlich sagen, wie viel Flaschen Wein ich bei mir trage!"

Diesmal verstand ihn der Hirschenwirth nicht. "Merke ich was oder merke ich nichts?" dachte er bei sich. "Jedenfalls gehts mich weiter nichts an, wenn er dennoch schmuggeln wollte: gewarnt habe ich ihn." Darum rückte er sein Käpplein von der einen Seite auf die andere und erwiederte: "Wie ihr wollt, Gevatter, — jedenfalls wird's von mir Niemand erfahren, wenn ihr ein paar Flaschen einsteckt!"

Der Adlerwirth schmunzelte. "Das ist Alles, was ich von Euch wünsche, Gevatter," sprach er, trank sein Schöppllein aus, das er sich hatte kommen lassen, und ging sodann mit dem Hirschenwirth in den Keller, wo der Wein in einer langen Reihe auf einem Holzgestell lag. Hier lockerte er die Hosenschnalle, daß vornen über seinem Schmerbauch ein Plätzlein frei wurde, steckte zwei von den Flaschen hinein, zog das Brusttuch darüber und knüpfte zu allem Ueberflus noch seine dicke Suppe zu, was ja Niemand auffallen konnte, denn es war im Januar und das Thermometer zeigte fünf Grad unter Null. Dann sagte er seinem Gevatter Adjes und machte sich wohlgenuth auf den Heimweg. Als er aber an die Grenze kam, öffnete der Zollbeamte sein Fenster und rief heraus: "Wie ist's, Adlerwirth, — nichts zu verzollen?"

Da zeigte dieser behaglich schmunzelnd auf die Stelle, wo er den Wein verborgen hatte, und rief: "Zwei Flaschen Wein!"

Der Zollmann aber meinte, der Adlerwirth habe auf den Diagen gedeutet und wolle sagen, daß er den Wein getrunken habe. "Na, wenn Ihr ihn dort tragt, so kostet er keinen Zoll!" damit schloß er das Fenster und — der Adlerwirth ging heim und legte seine ersten zwei Flaschen in den Keller.

Das gleiche that er auch am folgenden und am nächstfolgenden Tage, denn jedesmal hieß ihn

der Beamte an der Grenze weitergehen. Als er aber am vierten Tage wiederkam, torfelte er etwas weniges, wie wenn er einen Spiz habe, und rief dem Zöllner auf seine stereotyp wiederkehrende Frage nach zollbaren Gegenständen vergnügt zu: "Heut' hab i drei Flaschen, weil's Sonntag is!"

Da lachte der Beamte wieder und meinte: "Macht nur, daß Ihr sie sicher heimbringt, Adlerwirth; mir scheint, Ihr habt etwas runde Füße davon!"

"Warum nicht gar, ich gehe ja bolzgerad!" antwortete der Pffiffikus und torfelte dabei im Weitergehen nach der anderen Seite der Straße, daß er um ein Haar die Böschung hinab und in den Graben gefallen wäre. Als er aber außer Sicht des Zollhauses war, gieng er wirklich "bolzgerad" und — legte drei Flaschen zu den schon vorhandenen.

Tags darauf kam er wieder mit nur zwei Flaschen. Der Zollmann fragte und erhielt die gewöhnliche Antwort. "Na, jetzt wird Euer Wiß nachgerade etwas abgedroschen; besinnt Euch auf einen neuen!" meinte der Beamte und schloß das Fenster. Der Adlerwirth aber schrieb sich's hinter die Ohren und als er andern Tags wieder kam, deutete er auf die Frage des Beamten nur wortlos lächelnd auf seinen Bauch. Da rief der Zöllner: "Weiß schon, — zwei Flaschen Wein und winkte ihm, weiter zu gehen. Aehnlich machte er's auch an den folgenden Tagen. Am Sonntag aber kam er wieder und torfelte, wie vor acht Tagen die Straße hinüber und herüber. "Aha", sprach der Beamte, "heute habt Ihr wieder drei Flaschen, weil's Sonntag ist, — nicht so?"

"Biere!" lallte der Adlerwirth, "s ist ja Sonntag u. Vincentius heut, — mein Namenstag!"

"Na, dann habt Ihr ihn freilich kräftig gefeiert", lachte der Zollmann. "Schaut, daß Ihr gut heimkommt. Oder" — fügte er gutmüthig bei — "soll ich Euch einen Zollwächter mitgeben?"

"Was, — mir einen — Grün—rock?" wehrte sich da der Adlerwirth voll Entrüstung, "daß meine Alte daheim — und alle Leute im Dorfe — dächten, ich — ich hätte — schmuggeln wollen?! Nichts da, — ich — geh' allein, — bin ja ka—ka—kagennüchtern!"

"Oder sternhagelvoll!" lachte der Zollmann wieder. "Aber wie Ihr wollt, — kommt gut heim!" damit machte er sein Fenster wieder zu und — der Adlerwirth legte diesmal gleich vier Flaschen zu den andern.

So gieng's noch vierzehn Tage weiter, ohne daß der Zollbeamte wegen des täglichen Spaziergangs des Adlerwirths Verdacht geschöpft hätte.



Dieser hatte ihm ja selbst mitgetheilt, daß er auf ärztliche Verordnung sich Bewegung machen müsse, und es war darum nur natürlich, daß er, der als Liebhaber eines guten Glases Wein bekannt war, zu diesem Zwecke über die Grenze gieng, wo der Wein viel besser und billiger war, als auf dem heimathlichen Boden. Dem Zollmann aber wurde „der abgedroschene Wig“ des Adlerwirths nach und nach so zuwider, daß er, wenn der tägliche Kunde kam, gar nicht mehr sein Fenster öffnete, sondern sich damit begnügte, ihm, der stets schnunzelnd zwei oder drei Finger emporstreckte als Zeichen, daß er ebensovielen Flaschen Wein bei sich trage, unwirsch zuzuwinken, er solle weitergehen.

Auf diese Art bekam der Adlerwirth nach und nach seine sämtlichen Flaschen über die Grenze und in seinen Keller. Dort pappte er Etiketten darauf mit der Bezeichnung „Gumpoldskirchener Auslese“, denn er dachte: „ich kann ihn taufen wie ich will, und es geht Niemand was an, wenn ich mein Heu Stroh nenne.“

Item: gut war der Wein. Der Kalendermann ist einmal auf einer seiner vielen Wanderungen im Adler zu Langenpechtlingen eingekehrt und hat ein Fläschlein davon getrunken. Er mußte zwar drei Mark dafür bezahlen, — ein wahres Sündengeld —, aber geschmeckt hat's ihn.

### Des Hausfreunds Bilder zu den deutschen Klassikern.

#### Das kranke Landmädchen.

Mutter! ich bin beim Doktor gewesen,  
Das ist ein wunderlieblicher Mann,  
Hat so ein gutes und freundliches Wesen,  
Der hilft mir sicher, wenn einer es kann,  
Bin fast zwei Stunden bei ihm geblieben,  
Er hat ganz haarklein mich ausgefragt,  
Ich hab' vertrauend ihm alles beschrieben,

„Daß ich umsonst auf dem Lager mich wälze  
Und mich der Schlaf doch beständig flieht,  
Daß ich vor Angst und vor Hitze fast schmelze  
Wenn auch kein Sünkchen im Ofen glüht:  
Und wenn ich auch schlafe, dann stellen die bängen,  
Die fürchterlichen Träume sich ein,  
Da ist mir's als wollte der Michel mich fangen —  
Ich laufe — er hascht mich — da muß ich dann schreien“

„Ich sagte ihm: daß ich Beklemmungen habe,  
Da links auf der Seite, ich athme nie frei,  
Daß mir's ist, als ob jemand im Herzen mir grabe,  
Daß mir lieber der Mond als die Sonne sei; —  
Daß, wenn wir so mähen, ich und der Michel,  
Ich ganz verwirrt sei und schrecklich zerstreut,  
So daß ich im Irthum mit meiner Sichel,  
Anstatt in das Gras, in die Singer mich schneid.“

„Ich sagt ihm, daß jüngst ich statt dem Gemüse  
Vom Garten Rosen nach Hause mitnahm,  
Daß ich neulich am Hochzeitstage der Eise  
Auf einmal ein heftiges Sitteln bekam;  
Daß sich meine Augen völlig verglasen,

Wenn ich in der Kirch' aus dem Buche bet',  
Denn hör' auf dem Chor ich den Michel blasen,  
Mein' ich, daß der Himmel mir offen steht.



„Und als ich dem Doktor nun alles gestanden  
Und er mit lächelnden Blicken mich maß,  
Da nahm er ein Stedchen Papier dann zu Handen,  
Schrieb darauf und sprach: „Gieb der Mutter das!“  
Ich bin auf dem Wege dann stehen geblieben  
Und hab's gelesen, ein seltsames Ding!  
Seht, Mutter! er hat mir den Michel verschrieben,  
Den Pfarrer und einen goldenen Ring.“

#### Probates Mittel.

In einer Dorfschule sollte die übliche Prüfung vor dem Herrn Schulinspektor stattfinden und — dem Herrn Lehrer schlug das Herz etwas bang in der Brust, denn gar viele der ihm „zur Geistesbildung“ anvertrauten Schüler und Schülerinnen standen auf einer ziemlich niedrigen Stufe des Wissens und Könnens. Da versiel er in seiner Sorge um ein „gutes“ Prüfungsergebnis auf ein treffliches Mittel, ein solches zu erreichen.

„Kinder“, sagte er am Tage vor der Prüfung, „wenn ich morgen in der Prüfung etwas frage, so hebet nur Alle die Hände auf. Aber merkt euch wohl: wer die Antwort weiß, hebt die rechte Hand auf, wer sie nicht weiß, die linke!“

Die andern Tags statthabende Prüfung fiel glänzend aus.



### Prinz Ludwig von Baden.

Unserem Kaiser war durch des Allmächtigen Rathschluß kurz vor seinem Heimgange noch bitteres Leid beschieden, denn nicht allein die schwere Krankheit seines einzigen Sohnes und Thronerben füllte das Herz des greisen Helden mit Kummer und Sorgen — ihn traf auch noch, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel herab, die unerwartete Nachricht von dem plötzlichen Tode seines blühenden Enkels, des Prinzen Ludwig von Baden. Schweigend, in tiefem Schmerz, empfangt der Kaiser die Trauerkunde, — kein Laut, keine Klage kam über seine Lippen, — der Schlag hatte hart, bitter hart getroffen.

Prinz Ludwig war der Sohn unseres Fürstenpaars. Von dem Krankenlager ihres erlauchten Bruders, von dem Besuche ihres älteren Sohnes, unseres Erbgroßherzogs, der, von schwerer Krankheit genesen, Erholung in milderem Klima suchte, wurde unsere Fürstin plötzlich abgerufen zu ihrem Sohne Ludwig, den sie vor wenigen Tagen prangend in Jugendfrische und blühender Gesundheit verlassen, — sie traf ihn als Leiche. Kaum war der jugendliche Prinz gebettet in die Gruft seiner Väter, da eilte die Fürstin an das Sterbelager ihres erlauchten Vaters.

Das ist ein Schicksal, fast zu schwer für ein Menschenherz. Hier kann nur Gott trösten, dessen allmächtiger Wille geschehe.

Prinz Ludwig war am 12. Juni 1865 zu Baden-Baden geboren; er hatte von seinem zwölften Jahre an mit gleichaltrigen Jünglingen die sogenannte Prinzenschule in Karlsruhe besucht und ordnungsmäßig das Abiturientenexamen abgelegt, ehe er die Universität bezog. Er that militärischen Dienst im 1. badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 und dann im 1. preussischen Garde-Ulanen-Regiment.

Er vernachlässigte jedoch seine Studien keineswegs, sondern besuchte zuerst die Universität Heidelberg, dann die in Freiburg, und in dieser

Gebets Rheint. Hausfreund.

letzteren Stadt war es, wo ihm am 23. Februar 1888 eine tödtliche Krankheit ein jähes Ende bereitete. Vater und Mutter trafen den Sohn nicht mehr am Leben — sie erhielten in Basel die Todeskunde.

Unter allgemeinsten Trauer der Bevölkerung wurde der allbeliebte Prinz nach Karlsruhe überführt und dort am 29. Februar in der Gruft unter der Stadtkirche mit aller Feierlichkeit beigesetzt. (Siehe umstehendes Bild, das wir mit Erlaubniß der Herren Hofphotographen Schulz und Suck von deren Momentphotographie reproduzirt. — Das Bildniß des Prinzen ist einer Photographie der Herren Hofphotographen Schumann und Sohn aus Karlsruhe mit deren Erlaubniß nachgebildet.)



Prinz Ludwig von Baden.

Der verlebte Prinz war bei Allen, welche die Ehre hatten, ihn näher kennen zu lernen, hochbeliebt und sein lebensfroher Charakter, seine Thatkraft, sowie sein Wissensdrang und seine Bildung berechtigten zu den größten Erwartungen. Der Herr hatte es anders beschlossen, — wir müssen uns in Demuth fügen.

Die feierliche Beisetzung des Prinzen Ludwig Wilhelm fand am 29. Februar unter großer Beteiligung der Bevölkerung statt. Nach dem Trauergebete in der Schloßkirche wurde der Sarg in den Leichenwagen gehoben und in feierlichem Zuge, der sich

um zwölf Uhr unter dem Geläute sämtlicher Glocken in Bewegung setzte, nach der Stadtkirche überführt. Eine Abteilung Leibgrenadiere eröffneten den Zug. Ihnen folgte die Dienerschaft des Verstorbenen, sowie die Kammerherren und Junker. Die Generale der badischen Armee trugen vor dem Leichenwagen die Orden des Verstorbenen, zu Seiten des sechs-spännigen Leichenwagens befanden sich Kammerherren und Stabs-offiziere, welche das Bahrtuch trugen. Der Großherzog mit seinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Karl folgten hinter dem Sarge, sodann der Prinz Wilhelm von Preußen (jetziger deutsche Kaiser), Prinz Max von Baden u. A.



mit Bei- nen von mit Ent- Pre- im sch- trete- gier- 6 Wi- woen- die Rön- and- tige- Mege- sein- him- Mitt- hatt- 1844- in- kund- im- Wi- (188- als- bief- und- fchl- Pre- Ein- fche- um- hat- frei- ber- frie- ben- fuh- geb- Kn- Bey- flü- Na- eber- der- Na- her- nad- geß- das- la- de- un- Su- 20- 21- 22- 23- 24- 25- 26- 27- 28- 29- 30- 31- 32- 33- 34- 35- 36- 37- 38- 39- 40- 41- 42- 43- 44- 45- 46- 47- 48- 49- 50- 51- 52- 53- 54- 55- 56- 57- 58- 59- 60- 61- 62- 63- 64- 65- 66- 67- 68- 69- 70- 71- 72- 73- 74- 75- 76- 77- 78- 79- 80- 81- 82- 83- 84- 85- 86- 87- 88- 89- 90- 91- 92- 93- 94- 95- 96- 97- 98- 99- 100- 101- 102- 103- 104- 105- 106- 107- 108- 109- 110- 111- 112- 113- 114- 115- 116- 117- 118- 119- 120- 121- 122- 123- 124- 125- 126- 127- 128- 129- 130- 131- 132- 133- 134- 135- 136- 137- 138- 139- 140- 141- 142- 143- 144- 145- 146- 147- 148- 149- 150- 151- 152- 153- 154- 155- 156- 157- 158- 159- 160- 161- 162- 163- 164- 165- 166- 167- 168- 169- 170- 171- 172- 173- 174- 175- 176- 177- 178- 179- 180- 181- 182- 183- 184- 185- 186- 187- 188- 189- 190- 191- 192- 193- 194- 195- 196- 197- 198- 199- 200- 201- 202- 203- 204- 205- 206- 207- 208- 209- 210- 211- 212- 213- 214- 215- 216- 217- 218- 219- 220- 221- 222- 223- 224- 225- 226- 227- 228- 229- 230- 231- 232- 233- 234- 235- 236- 237- 238- 239- 240- 241- 242- 243- 244- 245- 246- 247- 248- 249- 250- 251- 252- 253- 254- 255- 256- 257- 258- 259- 260- 261- 262- 263- 264- 265- 266- 267- 268- 269- 270- 271- 272- 273- 274- 275- 276- 277- 278- 279- 280- 281- 282- 283- 284- 285- 286- 287- 288- 289- 290- 291- 292- 293- 294- 295- 296- 297- 298- 299- 300- 301- 302- 303- 304- 305- 306- 307- 308- 309- 310- 311- 312- 313- 314- 315- 316- 317- 318- 319- 320- 321- 322- 323- 324- 325- 326- 327- 328- 329- 330- 331- 332- 333- 334- 335- 336- 337- 338- 339- 340- 341- 342- 343- 344- 345- 346- 347- 348- 349- 350- 351- 352- 353- 354- 355- 356- 357- 358- 359- 360- 361- 362- 363- 364- 365- 366- 367- 368- 369- 370- 371- 372- 373- 374- 375- 376- 377- 378- 379- 380- 381- 382- 383- 384- 385- 386- 387- 388- 389- 390- 391- 392- 393- 394- 395- 396- 397- 398- 399- 400- 401- 402- 403- 404- 405- 406- 407- 408- 409- 410- 411- 412- 413- 414- 415- 416- 417- 418- 419- 420- 421- 422- 423- 424- 425- 426- 427- 428- 429- 430- 431- 432- 433- 434- 435- 436- 437- 438- 439- 440- 441- 442- 443- 444- 445- 446- 447- 448- 449- 450- 451- 452- 453- 454- 455- 456- 457- 458- 459- 460- 461- 462- 463- 464- 465- 466- 467- 468- 469- 470- 471- 472- 473- 474- 475- 476- 477- 478- 479- 480- 481- 482- 483- 484- 485- 486- 487- 488- 489- 490- 491- 492- 493- 494- 495- 496- 497- 498- 499- 500- 501- 502- 503- 504- 505- 506- 507- 508- 509- 510- 511- 512- 513- 514- 515- 516- 517- 518- 519- 520- 521- 522- 523- 524- 525- 526- 527- 528- 529- 530- 531- 532- 533- 534- 535- 536- 537- 538- 539- 540- 541- 542- 543- 544- 545- 546- 547- 548- 549- 550- 551- 552- 553- 554- 555- 556- 557- 558- 559- 560- 561- 562- 563- 564- 565- 566- 567- 568- 569- 570- 571- 572- 573- 574- 575- 576- 577- 578- 579- 580- 581- 582- 583- 584- 585- 586- 587- 588- 589- 590- 591- 592- 593- 594- 595- 596- 597- 598- 599- 600- 601- 602- 603- 604- 605- 606- 607- 608- 609- 610- 611- 612- 613- 614- 615- 616- 617- 618- 619- 620- 621- 622- 623- 624- 625- 626- 627- 628- 629- 630- 631- 632- 633- 634- 635- 636- 637- 638- 639- 640- 641- 642- 643- 644- 645- 646- 647- 648- 649- 650- 651- 652- 653- 654- 655- 656- 657- 658- 659- 660- 661- 662- 663- 664- 665- 666- 667- 668- 669- 670- 671- 672- 673- 674- 675- 676- 677- 678- 679- 680- 681- 682- 683- 684- 685- 686- 687- 688- 689- 690- 691- 692- 693- 694- 695- 696- 697- 698- 699- 700- 701- 702- 703- 704- 705- 706- 707- 708- 709- 710- 711- 712- 713- 714- 715- 716- 717- 718- 719- 720- 721- 722- 723- 724- 725- 726- 727- 728- 729- 730- 731- 732- 733- 734- 735- 736- 737- 738- 739- 740- 741- 742- 743- 744- 745- 746- 747- 748- 749- 750- 751- 752- 753- 754- 755- 756- 757- 758- 759- 760- 761- 762- 763- 764- 765- 766- 767- 768- 769- 770- 771- 772- 773- 774- 775- 776- 777- 778- 779- 780- 781- 782- 783- 784- 785- 786- 787- 788- 789- 790- 791- 792- 793- 794- 795- 796- 797- 798- 799- 800- 801- 802- 803- 804- 805- 806- 807- 808- 809- 810- 811- 812- 813- 814- 815- 816- 817- 818- 819- 820- 821- 822- 823- 824- 825- 826- 827- 828- 829- 830- 831- 832- 833- 834- 835- 836- 837- 838- 839- 840- 841- 842- 843- 844- 845- 846- 847- 848- 849- 850- 851- 852- 853- 854- 855- 856- 857- 858- 859- 860- 861- 862- 863- 864- 865- 866- 867- 868- 869- 870- 871- 872- 873- 874- 875- 876- 877- 878- 879- 880- 881- 882- 883- 884- 885- 886- 887- 888- 889- 890- 891- 892- 893- 894- 895- 896- 897- 898- 899- 900- 901- 902- 903- 904- 905- 906- 907- 908- 909- 910- 911- 912- 913- 914- 915- 916- 917- 918- 919- 920- 921- 922- 923- 924- 925- 926- 927- 928- 929- 930- 931- 932- 933- 934- 935- 936- 937- 938- 939- 940- 941- 942- 943- 944- 945- 946- 947- 948- 949- 950- 951- 952- 953- 954- 955- 956- 957- 958- 959- 960- 961- 962- 963- 964- 965- 966- 967- 968- 969- 970- 971- 972- 973- 974- 975- 976- 977- 978- 979- 980- 981- 982- 983- 984- 985- 986- 987- 988- 989- 990- 991- 992- 993- 994- 995- 996- 997- 998- 999- 1000



Beisetzgung des Prinzen Ludwig von Baden Enkel des + Kaisers Wilhelm.



## Das Dreikaiserjahr 1888

mit seinen drei gleichen Ziffern wird noch in den fernsten Zeiten eine der geläufigsten Zeitbestimmungen sein: denn in ihm regierten die drei ersten deutschen Kaiser des neuen Reiches: in ihm folgte dem hochbejahrten Greis von 92 Jahren der Mann mit 57 und der Jüngling mit 29 Jahren; dem Vater der Sohn, dem Sohn der Enkel in einem Zeitraum von nur 99 Tagen.

Der ruhmreichste Ahne unserer Kaiser war der Preußenkönig Friedrich II., der Große. Dieser hatte im Jahre 1740, im Alter von 28 Jahren, die Herrschaft über seine 2 $\frac{1}{2}$  Mill. preußischer Unterthanen angetreten und nach 46 Jahren tapferer Kriege und weiser Regierung im Jahre 1786 einen bestgeordneten Staat mit fast 6 Mill. Einwohnern seinem 42jährigen Neffen Friedrich Wilhelm II. hinterlassen, dem nach 12 Jahren einer wenig glücklichen Regierung bis zum Jahr 1840 Friedrich Wilhelm III. folgte, der mit 27 Jahren die Regierung antrat. Dem frommen und schlichten König stand bis 1810 die schöne und tugendhafte Königin Luise voll Vaterlandsliebe zur Seite und auch als Wittwer führte er in schlichter Gewissenhaftigkeit in bürgerlicher Einfachheit seine gewissenhafte Regierung, um nach 43 Jahren seinem Sohn ein Königreich zu hinterlassen, das sich von 8 auf 15 Millionen Einwohner erweitert hatte.

Dieser (ältere Sohn) folgte ihm 1840 als Friedrich Wilhelm IV. in seinem 45. Lebensjahre. Diesem kinderlosen Fürsten aber dann der jüngere Bruder, unser verst. Kaiser Wilhelm I., zuerst als Regent (1857) und am 2. Januar 1861 als König von Preußen. Und als dieser am 9. März 1888 als sieg- und ruhmreicher Held sanft entschlief, hatte er das Königreich Preußen auf mehr als 27 Millionen Einwohner erweitert und als deutscher Kaiser über 45 Millionen unter seinem Scepter vereint.

Vom Kaiser Wilhelm I. hat im letzten Jahre der „Hausfreund“ seinen Lesern Ausführliches berichtet. Seitdem ist der nahezu 91jährige Held, am 9. März 1888, sanft und friedlich entschlafen, um wie Friedrich der Große im Andenken des deutschen Volkes ein unsterbliches Leben zu führen. In der Zeit der französischen Revolutionskriege geboren (1797) mußte er im Herbst 1806 als elfjähriger Knabe mit seiner Mutter und seinem Bruder aus Berlin nach Königsberg und von da nach Tilsit flüchten: aber auch da holte sie der Franzosen-Kaiser Napoleon I. ein und trat der großherzigsten und edelsten Fürstin, die je einen Thron geziert hat, mit der ganzen Rohheit und Härte seiner gewaltthätigen Natur entgegen. Ihr Sohn aber durfte dann die herrlichen Tage der deutschen Freiheitskriege erleben, nachdem er schon 1810 die theuere, ihm allzeit unvergeßliche Mutter verloren hatte. Sie hat den Söhnen das ernste Wort in trüber Zeit gesagt: „Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreit dann euer Volk von der Schande und der Erniedrigung, in der es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den

nieder gebeugten Staat nicht mehr aufrichten, so suchet den Tod auf dem Schlachtfeld.“ Aber noch ihrem Gatten, nicht erst den Söhnen, war es vergönnt, Preußens Ehre wieder herzustellen; aber ihrem Sohne Wilhelm erst, die dominirende Weltstellung und Größe Frankreichs mit eherner Hand zu beugen und die des geeinigten deutschen Reiches an deren Stelle zu setzen. Als 16jähriger Lieutenant war Prinz Wilhelm am 1. Januar 1814 bei Mannheim mit über den Rhein gezogen und konnte deshalb erst am 18. Juni 1815 in Charlottenburg konfirmirt werden. Es ist eine der schönsten Sitten des Hohenzollernhauses, die auch in unserem badischen Fürstenhause Nachfolge gefunden hat, daß die fürstlichen Konfirmanden ein selbstverfaßtes umfangreicheres Glaubensbekenntniß ablegen. Wenn Prinz Wilhelm damals sagte: „Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnen“, so hat er dies Gelübde auch als Regent, König und Kaiser in unermüdblicher Treue gehalten; und darin gerade lag eine der stärksten Wurzeln seiner Größe und seiner Erfolge.



Rechte Aufnahme des + Kaisers Wilhelm I.

Während sein älterer geistreicher Bruder sich mehr den Wissenschaften und Künsten zuwendete und durch seine feine und vielseitige Bildung, poetische Auffassung, seltene Redebegehung und feurige Begeisterung für alles Schöne und Gute neben dem trockenen und profaischen Wesen des Vaters die höchsten Hoffnungen erweckte, wandte sich Prinz Wilhelm immer ausschließlich der militärischen Thätigkeit zu, ebenso aus persönlicher Neigung, wie aus der in seinem Leben stets festgehaltenen und glänzend bewahrheiteten Ueberzeugung: daß des kleinen Preußens Größe und Zukunft unbedingt eine ganz hervorragende Tüchtigkeit seines Heeres zur festen Unterlage haben müsse. Als er im Sommer 1829 die weimarische Prinzessin Augusta heimführte, die ihm 59 Jahre lang zur Seite stand und ihm am 18. Oktober 1831 den einen Sohn, den nun auch heimgegangenen unvergeßlichen Kaiser Friedrich und am 3. Dezember 1838 die eine Tochter Luise, unsere pflichtgetreue Großherzogin, schenkte, wurde durch sie das Interesse für Kunst und Wissenschaft auch in dem Gatten lebendiger angeregt. So lange freilich hatten die beiden Prinzen, der preußischen Tradition entsprechend, sich jeder selbständigen politischen Thätigkeit enthalten müssen, daß Friedrich Wilhelm IV., als er im Jahre 1840, schon 45 Jahre alt, an die Regierung kam, sich aus den tausenderlei nebenfächlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen, schöngeistigen und religionsgeschichtlichen Interessen, denen er sich zugewendet hatte, nicht mehr in jene feste und klare Einheit und Sicherheit des Handelns und Strebens finden konnte, welche die Vorbedingung jeder glücklichen und erfolgreichen Regierung ist. Allzu beweglichen Geistes hat er mit Recht im Jahr 1848 die deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen: weder die damaligen Zustände Deutschlands, noch seine eigene Natur boten die Bürgschaft eines glücklichen Erfolges. Denn daß er sie nicht werde unangefochten tragen können, das war ihm freilich unendlich klarer, als



dem allzu hoffnungsreichen Frankfurter Parlament. Friedrich Wilhelm IV. hatte, da er selbst kinderlos war, alsbald seinen Bruder Wilhelm zum „Prinzen von Preußen“, d. h. zum Thronfolger und zugleich zum Statthalter von Pommern ernannt. So richtete von nun an dieser „Prinz von Preußen“ sein Auge auch schärfer auf die politischen Vorgänge und als der Märzsturm des Jahres 1848 in Berlin die große Haltlosigkeit der Regierung bloßlegte, war er es, der den ganzen Haß der erregten Bewegung zu tragen hatte: denn diesem Manne der unerbittlichen Pflichttreue und soldatischen Strenge war es unfassbar, daß das preukische Heer einem Straßenaufstand ohne die äußerste Nöthigung

weichen sollte. Damals ging er verstimmt und verhaßt nach England, von wo er freilich im Jahr darauf zurückgerufen ward, um den letzten thörichten Revolutionsversuch, der sich vorzugsweise in unserem Baden abspielte, an dem aber die Revolutionäre aus aller Herren Länder eifrigst schürten, mit fester Hand niederzuwerfen.

Diesen Stürmen, welche die deutsche Nation innerlich auf das Tiefste bewegt hatten und in denen ebensoviel idealer Freiheitsinn und Vaterlandsgeist zu Tage getreten war, als politische Unerfahrenheit und Kurzsichtigkeit in der Beurtheilung der realen Mächte des Lebens, folgte dann eine Zeit der traurigsten Re-



Bismarck am Todtenbette des Kaisers eine halbe Stunde nach dessen Hinscheiden.

aktion, einer politischen Verstimmung und Versumpfung, die um so schwerer drückte, als der König an einem Gehirnleiden zu erkranken begann und zuletzt seinen Bruder im Spätjahr 1857 die Regierung übertragen mußte, bis derselbe nach des Königs Tod — 2. Januar 1861 — mit ungebundenen Händen die Herrschaft übernehmen konnte. Darüber war König Wilhelm nun freilich 64 Jahre alt geworden: und doch ging sofort ein neuer frischer Geist von seiner Regierung aus. Aber mit aller Energie drang er auch sofort auf die Verstärkung und Neuorganisation des preukischen Heeres. „Es ist Preukens Bestimmung nicht,

dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht.“ So sprach er damals „an sein Volk“: darnach hat er auch sein Leben lang treu und fest gehandelt.

Während der Reaktionszeit der Fünfzigerjahre hatte sich Süddeutschland wieder mehr und mehr zu dem kraftlosen aber „gemüthlicheren“ Oesterreich hinge-



neigt. Jeder Einsichtige aber mußte bald erkennen, daß ein Adler mit zwei Köpfen wohl ein schönes Wappentier, in Wirklichkeit aber eine Mißgeburt sei und daß ein einheitliches deutsches Reich unmöglich ein gesundes Leben führen könne unter der Führung zweier europäischen Großmächte, von denen die eine zudem nur mit dem einen Theil ihres Gebietes dem „deutschen Bunde“ angehören wollte und konnte. So mußte, wenn die Einheit Deutschland zu Stande kommen sollte, entweder Preußen „klein gemacht“ oder Oesterreich aus dem deutschen Bunde hinaus gedrängt werden.

Das Letztere hat Kaiser Wilhelm im Jahr 1866 in unglaublich raschem und herrlichem Kriegszug gethan und schon dadurch sich und seinem Sohn Friedrich einen Platz unter den glänzendsten Kriegshelden der Geschichte erworben.

Aber er hat auch mit dem besiegten Oesterreich einen Frieden geschlossen, der diesem kein Land und keine Beute nahm und es so ermöglichte, daß noch unter seiner Regierung sich ein herzliches und aufrichtiges Band der Freundschaft zwischen den beiden Reichen und ihren Fürstenthümern knüpfte.

In diesem Kampfe aber hatte Preußen unter den deutschen Bundesgenossen Oesterreichs dem König von Hannover, dem Kurfürsten von Hessen und dem Herzog von Nassau ihr Land genommen und die Stadt Frankfurt besetzt. Diese Länder wurden zu Preußen geschlagen und mit den übrigen Ländern nördlich des Rheins der „Norddeutsche Bund“ geschlossen. Oesterreich hatte auf den Einfluß auf Deutschland verzichtet und so stunden nun Baden, Bayern und Württemberg freilich auch als freie Großstaaten in der Welt: aber es war ja klar, daß sie nicht groß genug waren, um ohne Anlehnung an den Norddeutschen Bund etwas bedeuten zu können und so mit demselben immer inniger verbunden werden würden — wenn sie nicht um jene zu zerstören, sich etwa mit Oesterreich und Frankreich verbinden wollten.

Das war nun das Ziel des alten deutschen Erbfeindes Frankreichs. Und England und Rußland würden dem Untergang dieser neuerstandenen Großmacht auch keine Thränen nachgeweiht haben. So trieb Napoleon III. zum Krieg voll Hoffnung auf die Neutralität der deutschen Südstaaten, auf die Bitterkeit Oesterreichs und die egoistischen Interessen Englands und Rußlands. Es kam aber anders und aus dem Krieg von 1870—71 entstand das neue deutsche Kaiserreich, als dessen treuer Schirmherr nun Kaiser Wilhelm noch in 17 Friedensjahren sich des schönsten Erbthums dieser neuen Weltmacht erfreuen durfte.

Das Wort, das er noch als eines seiner letzten gesprochen hat: „ich habe keine Zeit müde zu sein“: das ist alle Zeit eine Wahrheit seines treuen arbeitsreichen Heldenlebens gewesen und so durfte in einer Zeit, in der er von seinem lieben Volke und Vaterland und von dieser Erde scheiden sollte, auf der er 91 Jahre, allzeit dankbar für Gottes Güte und Liebe, gearbeitet und gelebt hat, sein großer Kanzler ohne Prahlerei das stolze Wort sprechen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst Niemand in der Welt. Aus allen Ländern des Erdballs sandten Deutschlands Söhne Ruhmeskränze auf das Grab des großen Helden, und nie sind dem Sarge eines Erdenfürsten so viele Fürsten und Fürstensöhne, so viele Vertreter fast aller Staaten der Welt in verehrungsvoller Trauer nachgefolgt, als es am 16. März bei dem Zug vom Berliner

Dom, wo die Leiche aufgestellt war, zu dem Mausoleum nach Charlottenburg zu sehen war.

Aber der Erbe der Kaiserkrone schritt nicht hinter dem Sarge. Von einem Fenster des Schlosses in Charlottenburg schaute der schwerranke Heldensohn in ernststen Liebes- und Todesgedanken herab auf den Trauerzug im Wintersturm, als hätte er selbst gewußt, daß er drei Monate darnach im hellen Lichte eines milden Frühsommertages in dem gleichen purpurnen Prunksarge würde zur letzten Ruhe getragen werden!

Kaiser Friedrich III.

hat nur 99 Tage den Kaiserthron geziert und das waren lauter schwere Leidenstage eines unheilbar Erkrankten: und doch wird sein Andenken nie erlöschen im Gedächtniß unseres Volkes, wenn er auch vorzugsweise als der treue Begleiter und große Feldherr seines Vaters mit dessen Wilde verknüpft bleiben wird. Nicht was er als Kaiser gethan — das konnte

ja nur gar wenig sein — sondern sein vortrefflicher Charakter und all das Große, das die Nation von ihm seit Jahrzehnten mit einem felsenfesten hoffnungsreichen Vertrauen erwartete, wird ihn für alle Zeiten zu einer der idealsten Gestalten der deutschen Geschichte erheben. Stammtede doch Kaiser Wilhelm aus der „guten alten Zeit“, aus der er bald noch allein war übrig geblieben. Aber der „Kronprinz“ war im Geiste der neuen Zeit, im Geiste der vierziger Jahre herangereift und hatte in England den Segen einer freien Staatsverfassung des damals mächtigsten Reiches der Welt kennen gelernt. Und wo sich zuweilen der Geist des altpreussischen Jozpes und überlebter Engherzigkeit zeigen wollte, da war man allzeit dessen gewiß, daß darob der „Kronprinz“ eben so viel Kummer fühlte, wie nur irgend einer im deutschen Volke. Viele schöne Hoffungsblüthen sind



Bismarck nach der Verkündung der Todesnachricht von Kaiser Wilhelm im Reichstage.

Leben.  
n und  
er Auf-  
ng, in  
eiheit,  
gen die  
er da-  
n Leben  
gerjahre  
mehr zu  
h hinge-



in seinem herben Tod verweilt, verdorrt und werden nicht zu Früchten reifen: denn Kaiser Wilhelm II. ist wiederum das Kind einer anderen Zeit. Zwischen Königgrätz und dem Einzug in Paris im Jahre 1871 liegen die Jahre seiner Entwicklung: er gehört dem jungen Geschlecht an, das als ein Volk in Waffen, das heilige Erbe der Einheit und Größe Deutschlands vor Allem behüten und bewahren will und dafür jedes Opfer zu bringen freudig bereit ist.

Kaiser Friedrich hat sich frühe Aller Herzen erobert, weil er ein edler, liebenswürdiger Mensch, ein tapferer Held und zuletzt ein unvergleichlicher Dulder gewesen ist. Seine hohe heldenhafte Gestalt, das markige Urbild eines Siegfried, das freundlich strahlende und doch zugleich königlich leuchtende Auge, das bezaubernde Lächeln, das seine Rippen umspielte, die Deutseligkeit seines Wesens, die Bürgerfreundlichkeit, die ihm ein so eigenartiges Gepräge verlieh, — mit

einem Wort, die Gesamtheit seiner Erscheinung ließ ihm die Herzen zusiegen. Es ging ein Zauber von ihm aus, dem sich Keiner zu entziehen vermochte, der ihn niemals geschaut. Und wenn sein kaiserlicher Vater durch Hoheit und Würde, durch Kraft und Entschlossenheit die Volksgenossen zu ehrerbietigster Bewunderung zwang, so riß er schon als Kronprinz Herz und Gemüth unwiderstehlich hin, und seine Persönlichkeit war es, die in den Tagen der Gefahr und der vaterländischen Vellemmung in sieghaftem Glanz die süddeutschen Brüder mit einer Unwiderstehlichkeit für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes entflammte, die in den mörderischen Tagen von Weißenburg und Wörth den unzerbrechlichen Ritt der blutigen Feuertaufe erhielt.

Er war der erste preussische Königssohn, dem es in seinen Jünglingsjahren vergönnt war, in dem Kreis des frohen frischen und freien Studentenlebens seine



Zeichenzug Kaiser Wilhelms.

Jugendkräfte zu entfalten. Der fröhliche Geist, der politische Freiheitsinn der Rheinlande hat in Bonn nicht umsonst auf den hellen Geist und das reine, fröhliche Herz des 18jährigen Hauptmanns (diesen Rang hatte er sich nach einer tüchtigen Vorbildung durch hervorragende Erzieher erworben) eingewirkt. Männer wie Ernst Moritz Arndt und Dahlmann gehörten zu seinen Lehrern und er selbst der Verbindung der Vorurufen an — wie später auch sein Sohn, der jetzige Kaiser.

Zur Zeit der Weltausstellung des Jahres 1851 hatte er aber nicht nur Englands Kraft und Größe, Handel und Industrie, sondern auch flüchtig das schöne Familienleben des dortigen Königshauses kennen und schätzen gelernt. Nach Beendigung der Universitätsstudien setzte er seine militärische Ausbildung fort und bereicherte sein Wissen durch eine Reise nach Italien (1853), das ihm so lieb geworden und das ihm so viel Liebe entgegen gebracht

hat bis in den Tod. 1855 errang er sich in Schottland das Herz der 15jährigen Prinzessin Viktoria und beschloß im Jahre 1856 auf einer Rückreise von seiner Braut Paris, wo Kaiser Napoleon III. und dessen schöne Gemahlin ihm zu Ehren die glänzendsten Feste gaben. Dann führte er am 25. Januar 1858 die englische Königstochter heim, die ihm über 30 Jahre lang ein häusliches Glück bereitete, wie es auf den Höhen des Throns nur selten gefunden zu werden pflegt. Das feste Band unerschütterlicher Liebe und regen geistigen Strebens verknüpfte ihn und seine hohe Gemahlin, die ihm eine Reihe blühender Kinder schenkte. Ihr geistig freies Wesen, ihr lebhafter Sinn für alle Künste des Friedens, ihre Freude am Schönen, ihre hilfsbereite Natur zierte ihr Haus, das mit vier Söhnen, (von denen Sigismund 1866 und Waldeemar 1879 starben) und vier Töchtern gesegnet wurde und bis zur Todesstunde, in welcher der sterbende Kaiser ihre Hand in die des



eisernen Kanzlers legte, hat sie an hingebendster Erfüllung ihrer Gatten- und Mutterpflichten das Höchste und Bewunderungswertheste geleistet.

Den glücklichen Gatten riefen die Tage des Deutschen Krieges von 1866 in's Ged. Der Kronprinz erhielt von seinem kaiserlichen Vater, nachdem er schon den Schleswig-Holstein'schen Feldzug des Jahres 1864 mitgemacht hatte, in jenen ersten Tagen das Kommando über die zweite Armee, die von Schlesien aus in blutigen und glücklichen Gefechten nach Böhmen einbrach, um am entscheidungsvollen Tage des 3. Juli bei Königgrätz im Augenblick der höchsten Gefahr den herrlichsten Sieg zu erröchten. An jenem Tage war es, daß der tiefbewegte königliche Vater dem heldenfühnen Sohne mit eigener Hand den Orden „Pour le mérite“ umhing, um ihn so vor der ganzen Nation als den ersten Helfer am Siege zu kennzeichnen.

Nach dem Friedensschluß schrieb damals König Wilhelm an seinen Sohn: „Ein ehrenvoller Friede bereitet Preußen und Deutschland eine Zukunft, die du berufen sein wirst, unter Gottes würdigem Beistand dereinst auszubauen.“ Denn daß sie auch das noch miteinander in so naher Zeit vollenden sollten, mochte wohl der fast 70jährige Heldenkönig damals nicht mehr glauben.

Und doch kam schon vier Jahre später der große Kampf mit Frankreich. Als damals sein königlicher Vater den Kronprinzen nach Süd-Deutschland entsandte, wurde er bald der Abgott und Liebling der aus Preußen, Badenern, Bayernern und Württembergern zusammengeführten dritten Armee.

Und ein rechtes Zeichen seines jeder Eitelkeit baaren Wesens war es, daß er sich selbst den General von Blumenthal als Generalstabschef erbat. Denn dieser hatte ihn schon im österreichischen Krieg als solcher begleitet und damals in einem vertrauten Brief sich unverblümt über mancherlei Dinge ausgesprochen. Den aber hatte eine österreichische Streifpatrouille aufgefunden, worauf er alsbald in den Wiener Blättern erschien. Aber der Kronprinz hielt doch an dem bewährten Manne fest und als General-Feldmarschall hat dieser ihm nun auch noch auf dem letzten Wege das Reichsbanner vorgetragen und zum letzten Mal über seinen Sarg gesenkt.

Der Siegesflug des Kronprinzen über Weißenburg und Würth's blutige Gefilde ist Allen bekannt. — Was aber nicht Jedermann bekannt wurde, ist das, daß der Entscheidung bringende Marsch der dritten Armee von Rheims nach Sedan weder Moltke, noch Blumenthal zu Urhebern hat, sondern der eigenste Gedanke des damaligen Kronprinzen gewesen ist.

In einem nächtlichen Ritt von Rheims nach Pont-à-Mousson, wo sich das große Hauptquartier des Königs befand, eilte der Kronprinz zu seinem Vater, um diesen und dessen militärische Rathgeber in einem eilig be-

rufenen Kriegsrath für die von ihm gegebte Ueberzeugung zu gewinnen, daß bei Sedan das große französische Heer Napoleons III. durch eine gewaltige eiserne Umklammerung vernichtet werden könne. Nach langem Schwanken und vielem Bedenken wußte der Kronprinz endlich seiner Anschauung zum Siege zu verhelfen. König Wilhelm unterzeichnete den Befehl, welcher die dritte Armee zu jener Schwenkung ermächtigte, in Folge deren das französische Heer ganz von Paris abgedrängt wurde, um sich in die „Mausefalle von Sedan“ zu retten. Kaum aber hatte der Kronprinz diesen Befehl in der Hand, als er auf die Frage seines königlichen Vaters, ob er aber auch hoffen könne, alle seine Korps noch rechtzeitig von dieser Ordre zu verständigen, im Tone der militärischen Meldung, die Finger am Helm, die denkwürdigen Worte sprach: „Verzeihung, Majestät, aber die dritte Armee ist schon seit gestern Abend auf dem Marsch!“

Das war eines echten Heerführers gewagte Kühnheit, aber die Sonne des Tages von Sedan bestrahlte auch bald das blutige Schlachtfeld, welches bewies, wie sehr „unser Fröh“, wie ihn der König in seiner denkwürdigen Depesche an die Königin damals nannte, berechtigt gewesen war, solch einen kühnen Plan, mit so kühnem Muth subordinationenwidrig zu beginnen.

Auf Sedan folgte Paris.

Im Versailler Hauptquartier war es der Kronprinz, welcher mit seinem menschenfreundlichen Wesen, das von Grund auf den Schrecken des Krieges abhold blieb, unseren Feinden die höchste Achtung vor seiner ritterlichen Ge-

sinnung abnöthigte. Groß als Feldherr, groß als Mensch, hat er sich immer überall gezeigt — und zuletzt nicht minder groß als gottergebener Dulder.

In der noch leidensfreien Friedenszeit sahen wir den ritterlichen Prinzen öfters nicht nur in den Bergen Tyrols und der Schweiz, sondern auch in Italien am Hof des Königs, wie bei Papst Leo XIII., und seine spanische Reise glich einem Triumphzug eines von allen Völkern hochgepriesenen und verehrten Helden und seiner lebenswürdigen Persönlichkeit verdanken wir es, daß auch Italiens und Spaniens Volk deutsche Art und deutsche Helden aufrichtig ehren und lieben lernten.

Dann kam sein schweres, herbes, hoffnungsloses Leiden, in dem er das Wort mit wunderbarer Kraft erfüllte: „Lerne leiden, ohne zu klagen.“ Davon hat der Leser noch alles in lebendiger Erinnerung, auch wie er rasch und sanft am Freitag den 15. Juni starb und Montag den 18. in erster Feier bestattet wurde. Das „wahre Heldenthum“ dieser letzten Tage hat im Pommerland ein Dichter gar wahr und treu in diesen Worten geschildert:

Wenn auf blutigem Plan

Die Erde erzittert

Vom Rosseshuf und vom Krach der Geschütze;



Kaiser Wilhelm's Sarg im Mausoleum zu Charlottenburg.



Wenn mit zuckendem Blitze  
Die Granate zersplittert,  
Zerschmetternd die Leiber von Ross und Mann;  
Wenn das tödliche Blei aus türkischem Rohr  
Zur Rechten und Linken  
Die Nächsten läßt sinken,  
Mit Todesröcheln erfüllend das Ohr:  
Wer mag da furchtlos und ohne Grauen  
Dem drohenden Tode ins Auge schauen?  
Doch wenn mit heimlich nagender Kraft  
Ein Wurm verzehrt des Lebens Saft;  
Wenn blühend noch, gesund und stark,  
Ein fressend Gift zerstört das Mark;

Wenn langsam — wie am Zifferblatt  
Der Zeiger rückt — der Tod sich naht,  
Unheimlich, stumm und unsichtbar,  
Doch vorwärts kriechend immerdar;  
Wenn Menschenhilfe und Menschenkunst  
Zerrinnt wie eitel Rauch und Dunst:  
Wer mag da furchtlos und ohne Grauen  
Dem schleichenden Tode ins Auge schauen?

Ich weiß einen Mann in deutschen Landen,  
Der hat die Proben beide bestanden.  
Ein Fürst, ein Held, ein Christ,  
Den Deutschland nie vergißt!



Im Vordergrund stehen: König Friedrich Wilhelm, Königin Louise, Königin Sophie Dorothea, Friedrich Wilhelm I., General York, Prinz Karl von Preußen, Kurfürst Friedrich Wilhelm, Königin Sophie Charlotte, Friedrich Wilhelm II., Generl. Gneisenau, v. Stein, Friedrich Wilhelm III., König Friedrich I., Friedrich der Große, Prinz Friedrich Karl etc.  
Wir haben von dem berühmten Kunstverlage W. Hagelberg in Berlin das Reproduktionsrecht obenstehenden, prächtigen Bildes „Kaiser Wilhelm im Jenseits“ erworben, das als herrlicher Zimmerschmuck neben andren Bildern zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm in recht vielen deutschen Familien Platz finden möge. Dasselbe ist in einer großen Ausgabe (Preis 15 Mark), sowie in einer kleineren Ausgabe (Preis 1.50 Mk.) und in zwei verschiedenen Stichdruckausgaben (Preis je 50 Pfennig) erschienen.

#### Kaiser Wilhelm II.

Und nun bestieg Kaiser Wilhelm II. den Thron. Er wurde am 27. Januar 1859 geboren. Mit der Mutter, die sich der ersten Pflege des Kindes in ungewöhnlicher Hingebung widmete, wetteiferte bald der Vater in der Leitung und Ueberwachung der Erziehung, die von 1866 bis zu des Prinzen Großjährigkeit dem Dr. Hinzpeter anvertraut wurde, einem durch reiche Kenntnisse, großes pädagogisches Geschick und trefflichen Charakter ausgezeichneten Manne.

Im Einverständnis mit den prinzlichen Eltern bestrebte sich dieser Erzieher, nicht nur die geistigen Gaben seines Zögling's, sondern in gleichem Schritte auch dessen

körperliche Kräfte zu stärken und in seinem Geist und Herzen ein lebendiges Bewußtsein von den hohen und schweren Pflichten zu erwecken, die ihm durch seine Geburt und seine dereinstige hohe Stellung auferlegt wurden. Dabei sollte er durch natürlichen und zwanglosen Verkehr mit Kindern von weniger hoher Abkunft vor Ueberhebung und Einseitigkeit bewahrt werden. Zur vollen Erreichung dieses Zweckes sollte Prinz Wilhelm in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder, Prinz Heinrich, nicht nur wie ihr Vater eine Universität, sondern, sobald sie genügend vorbereitet waren, auch eine öffentliche Schule besuchen. An die Stelle der Einzel-erziehung sollte der erfreuliche Strom des Volksunterrichts und des Volkslebens treten.



So besuchte der jetzige Kaiser das Gymnasium in Kassel von 1874 bis 1877 und legte im 18. Lebensjahre mit den übrigen Schülern seine Prüfung der Reife ab.

Dann trat er bis Herbst als Lieutenant in Potsdam in den Dienst und bezog hierauf die Universität Bonn, wo er sich auch dem Korps der Borussia anschloß: ein froher frischer Student. Damals schloß er mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich einen innigen Freundschaftsbund, der sich durch häufige Besuche und Begegnungen immer fester gestaltete.

Am 27. Februar 1881 führte er die Prinzessin Auguste Viktoria, die Tochter des kurz vorher verstorbenen Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg in das Schloß nach Potsdam heim, wo das junge Paar bis zum Jahr 1888 wohnte. Der Herzog hatte ehebem vergeblich seine Ansprüche auf die Erbherzogthümer geltend gemacht, aber heute nun ziert seine Tochter als liebliche Kaiserin den Thron des deutschen Reiches mit ihrer sanften lieblichen Schönheit und ihrem frauenhaften, frommen und freundlichen Wesen



Kaiser Friedrich und seine Gemahlin Kaiserin Viktoria.

Sie beschenkte den Gatten und das deutsche Reich mit vier lieblichen Söhnen, den Lieblingen des alten Kaisers Wilhelm I., unter denen der 6jährige Kronprinz Wilhelm (geb. 7. Mai 1882) schon ein recht fester Soldat und ein Liebling Aller ist, 1883 folgte der Prinz Eitel-Fritz, 1884 Prinz Adalbert und 1887 Prinz August.

Ein eifriger Soldat, ein frischer hochgebildeter Geist, eine energische, raschbesonnene Natur voll Bewunderung und Liebe für die Felder der preußischen

Geschichte und voll reger Thatkraft bestieg Wilhelm II. den Thron, um sofort dem Heere, als es am 16. und 17. Juni auf den neuen Kaiser sollte beeidigt werden, zuvor zu sagen:

„Ich verweise euch auf Meinen euch Allen vor Augen stehenden Großvater, das Bild des glorreichen und ehrwürdigen Kriegsherrn, wie es schöner und zum Herzen sprechender nicht gedacht werden kann, auf Meinen theuren Vater, der sich schon als Kronprinz eine Ehrenstelle in den Annalen der Armee



erwarb, und auf eine lange Reihe ruhmvoller Vorfahren, deren Namen hell in der Geschichte leuchten und deren Herzen warm für die Armee schlugen. So gehören wir zusammen — Ich und die Armee — so sind wir für einander geboren und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten, möge nach Gottes Willen Friede oder Sturm sein. Ihr werdet Mir jetzt den Eid der Treue und des Gehorsams schwören, und Ich gelobe, stets dessen eingedenk zu sein, daß die Augen Meiner Vorfahren aus jener Welt auf Mich herniedersehen und daß Ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde!"

Schloß Friedrichstern, den 15. Juni 1888.

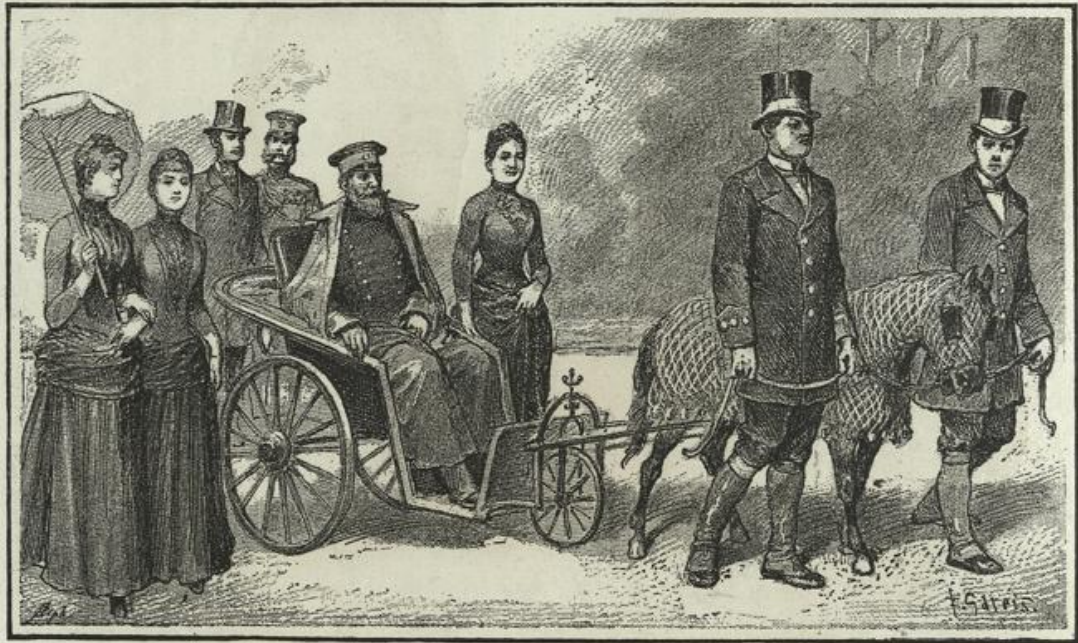
Wilhelm.

Aber auch in die Verwaltung des Staates hatte er sich schon gründlich eingearbeitet, voll Verehrung für den Fürsten Bismarck und seine große Auffassung in

der Politik. Und auch den schönen Künsten ist er hold, besonders der Musik, und gilt als ein Bewunderer Richard Wagners. Aber auch die Malerei fesselt ihn, und er hat sich selbst wiederholt im Malen von Marinebildern versucht. In dieser Beziehung harmonirt mit ihm in schönster Weise seine hohe Gemahlin, die ihm eine von Kunstsinne, Liebe und Frömmigkeit getragene Häuslichkeit geschaffen hat.

Am 18. Juni aber richtete der neue Kaiser sein Wort auch an seine Preußen und in diesem ewig denkwürdigen Aktenstücke setzt er seinem Vater und seinem eigenen Streben das herrlichste Denkmal:

„Nachdem die Gruft über der sterblichen Hülle Meines unergelichen Herrn Großvaters sich kaum geschlossen hat, ist auch Meines heißgeliebten Herrn Vaters Majestät aus dieser Zeitlichkeit zum ewigen Frieden abgerufen worden. Die heldenmüthige, aus christlicher Ergebung wachsende Thatkraft, mit der Er



Kaiser Friedrich im Gartenwagen, rechts Kaiserin Viktoria, links seine beiden ältesten Töchter.

Seinen königlichen Pflichten, ungeachtet Seines Leidens, gerecht zu werden wußte, schien der Hoffnung Raum zu geben, daß Er dem Vaterlande noch länger erhalten bleiben werde. Gott hat es anders beschlossen. Dem königlichen Dulder, dessen Herz für alles Große und Schöne schlug, sind nur wenige Monate beschieden gewesen, um auf dem Throne die edlen Eigenschaften des Geistes und Herzens zu betätigen, welche ihm die Liebe seines Volkes gewonnen haben. Der Tugenden, die Ihn schmückten, der Siege, die Er auf den Schlachtfeldern einst errungen hat, wird dankbar gedacht werden, so lange deutsche Herzen schlagen, und unvergänglicher Ruhm wird seine ritterliche Gestalt in der Geschichte des Vaterlands verklären. Auf den Thron Meiner Väter berufen, habe ich die Regierung im Aufblick zu dem Könige aller Könige übernommen und Gott gelobt, nach dem Beispiel Meiner Väter, Meinem Volke ein gerechter und milder Fürst zu sein, Frömmigkeit

und Gottesfurcht zu pflegen, den Frieden zu schützen, die Wohlfahrt des Landes zu fördern, den Armen und Bedrängten ein Helfer, dem Rechte ein treuer Wächter zu sein.“

Kaiser Wilhelm II. hat sich aber auch am 25. Juni 1888 bei der Eröffnung des Reichstages mit folgender Thronrede an das gesammte deutsche Volk gewendet:

„Geehrte Herren! Mit tiefer Trauer im Herzen begrüße Ich Sie und weiß, daß Sie mit Mir trauern. Die frische Erinnerung an die schweren Leiden Meines hochseligen Herrn Vaters, die erschütternde Thatfache, daß Ich drei Monate nach dem Hintritt weiland Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm berufen war, den Thron zu besteigen, üben die gleiche Wirkung in den Herzen aller Deutschen und unser Schmerz hat warme Theilnahme in allen Ländern der Welt gefunden. Unter dem Drucke desselben bitte Ich Gott, Mir Kraft zur Er-



fällung der hohen Pflichten zu verleihen, zu denen Sein Wille Mich berufen hat.

Dieser Berufung folgend, habe Ich das Vorbild vor Augen, welches Kaiser Wilhelm, nach schweren Kriegen in friedliebender Regierung Seinen Nachfolgern hinterlassen, und dem auch Meines hochseligen Herrn Vaters Regierung entsprochen hat, soweit die Bethätigung Seiner Absichten nicht durch die Krankheit und Tod verhindert worden ist.

Ich habe Sie, geehrte Herren, berufen, um vor Ihnen dem deutschen Volke zu verkünden, daß Ich entschlossen bin, als Kaiser und als König dieselben Wege zu wandeln, auf denen Mein hochseliger Herr Großvater das Vertrauen des Auslandes gewonnen hat. Daß auch Mir dies gelinge, steht bei Gott. Erstreben will Ich es in ernster Arbeit.

Die wichtigsten Aufgaben des deutschen Kaisers liegen auf dem Gebiete der militärischen und politischen Sicherstellung des Reiches nach Außen und im Innern, in der Ueberwachung der Ausführung der Reichsgesetze. Das oberste dieser Gesetze bildet die Reichsverfassung. Sie zu wahren und zu schützen in allen Rechten, die sie den beiden gesetzgebenden Körpern der Nation und jedem Deutschen, aber auch in denen, welche sie dem Kaiser und jedem der verbündeten Staaten und deren Landesherren verbürgt, gehört zu den vornehmsten Rechten und Pflichten des Kaisers.

An der Gesetzgebung des Reiches habe Ich nach der Verfassung mehr in meiner Eigenschaft als König von Preußen, wie in der des deutschen Kaisers mitzuwirken; aber in beiden wird es Mein Bestreben sein, das Werk der Reichsgesetzgebung in dem gleichen Sinne fortzuführen, wie Mein hochseliger Herr Großvater es begonnen.

Innsbesondere eigne Ich Mir die von Ihm am 17. November 1881 erlassene Botschaft Ihrem vollen Umfange nach an, und werde im Sinne derselben fortfahren, dahin zu wirken, daß die Reichsgesetzgebung für die arbeitende Bevölkerung auch ferner den Schutz erstrebe, den sie im Anschluß an die Grundsätze der christlichen Sittenlehre den Schwachen und Bedrängten im Kampfe um das Dasein gewähren kann. Ich hoffe, daß es gelingen werde, auf diesem Wege der Ausgleichung ungesunder gesellschaftlicher Gegensätze näher zu kommen und hege die Zuversicht, daß Ich zur Pflege unserer inneren Wohlfahrt, die einhellige Unterstützung aller treuen Anhänger des Reiches und der verbündeten Regierungen finden werde, ohne Trennung nach gesonderter Parteistellung. Ebenso aber halte Ich es für geboten, unsere staatliche und gesellschaftliche Entwicklung in den Bahnen der Gesetzmäßigkeit zu erhalten und allen Bestrebungen, welche den Zweck und die Wirkung haben, die staatliche Ordnung zu untergraben, mit Festigkeit entgegen zu treten.

In der auswärtigen Politik bin Ich entschlossen, Frieden zu halten mit Jedermann, soviel an Mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heere und Meine Stellung zu demselben werden Mich niemals in die Versuchung führen, dem Lande die Wohlthaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine durch den Angriff auf das Reich oder auf dessen Verbündete uns aufgebrungene Nothwendigkeit ist. Unser

Heer soll uns den Frieden sichern und, wenn er dennoch gebrochen wird, im Stande sein, ihn mit Ehren zu erkämpfen. Das wird es mit Gottes Hilfe vermögen nach der Stärke, die es durch das von Ihnen einmüthig beschlossene Wehrgesetz erhalten hat. Diese Stärke zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt meinem Herzen fern.

Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes, noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat.

Unser Bündniß mit Oesterreich-Ungarn ist öffentlich bekannt; Ich halte an demselben in deutscher Treue fest, nicht bloß, weil es geschlossen ist, sondern weil Ich in diesem definitiven Bunde eine Grundlage des europäischen Gleichgewichts erblicke, sondern wie ein Vermächtniß der deutschen Geschichte, dessen Inhalt heute von der öffentlichen Meinung des gesammten deutschen Volkes getragen wird und dem herkömmlichen europäischen Völkerrechte entspricht, wie es bis 1886 in unbestrittener Geltung war.

Gleiche geschichtliche Beziehungen und gleiche nationale Bedürfnisse der Gegenwart verbinden uns mit Italien. Beide Länder wollen die Segnungen des Friedens festhalten, um in Ruhe der Befestigung ihrer neu gewonnenen Einheit, der Ausbildung ihrer nationalen Wohlfahrt zu leben.

Unsere mit Oesterreich-Ungarn und Italien bestehenden Verabredungen gestatten Mir zu Meiner Befriedigung die sorgfältige Pflege Meiner persönlichen Freundschaft für den Kaiser von Rußland und der seit hundert Jahren bestehenden friedlichen Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche, welche Meinen eigenen Gefühlen ebenso, wie den Interessen Deutschlands entspricht.

In der gewissenhaften Pflege des Friedens stelle Ich Mich ebenso bereitwillig in den Dienst des Vaterlandes, wie in der Sorge für Unser Kriegsheer, und freue Mich der traditionellen Beziehungen zu auswärtigen Mächten, durch welche Mein Bestreben in erster Richtung befördert wird.

Im Vertrauen auf Gott und auf die Wehrhaftigkeit unseres Volkes hege Ich die Zuversicht, daß es Uns für absehbare Zeit vergönt sein werde, in friedlicher Arbeit zu wahren und zu festigen, was unter Leitung Meiner beiden in Gott ruhenden Vorgänger auf dem Throne kämpfend erstritten wurde. Wilhelm."

Das sind ächte schöne Kaiserworte. Gott gebe dem Kaiser Leben und Gesundheit, Kraft und Freude, dies Alles lange zum Segen unseres Volkes zu bewahren!



Rechte Aufnahme + Kaisers Friedrich.

### Etwas vom deutschen Schulverein.

Seit dem Wiedererstehen des deutschen Reiches geht ein frischer Zug freudigen, selbstbewußten Regens durch die germanischen Völker. Wo sie auch wohnen, sie blicken mit Stolz auf die Großthaten ihrer Stammesgenossen in Deutschland, und auf den Aufschwung der deutschen Nation und deren politische Machtfülle und Kraft im Herzen Europas. Auf der anderen Seite aber



rafft sich auch alles auf, was deutscher Art und deutschem Wesen gram ist, um wo möglich der deutschen Entwicklung Steine in den Weg zu werfen und dem Deutschthum Hindernisse zu bereiten. Alle nicht deutschen Rassen sehen mit Neid auf die Machtentfaltung Deutschlands, obgleich es die friedlichsten Ziele verfolgt und den andern Nationen das Ihre gönnt. So geht es denn gegen das Deutschthum los in Rußland in den Ostseeprovinzen, wo mit allen Mitteln der List

und Gewalt russische Sprache und russisches Christenthum und Cultur eingeführt werden soll; vor allem aber regt sich die Deutschen-Deze in Oesterreich: die Deutschen in diesem vielbevölkerten Lande sind zwar beinahe so mächtig an Zahl als die Ungarn, Tschechen und Polen zusammengenommen; aber sie sind neben ihren Hauptniederlassungen in Ober- und Niederösterreich, in Böhmen, Mähren und Tyrol und Siebenbürgen in kleineren Ansiedlungen unter die verschiedensten



Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Viktoria.

Völker Oesterreichs zerstreut, zu denen außer den vorhingenannten noch Ruthenen, Serben, Slovaken und Italiener kommen. Alle diese machen sich nun auf, seit Oesterreich aufhörte, eine deutsche Großmacht zu sein, um ihre Nationalität zur Geltung zu bringen, das Deutsche zurückzudrängen

und in Schule und Verwaltung ihre Sprache zur herrschenden zu machen. Besonders heftig entbrannt ist der Kampf in Ungarn, wo in den Verwaltungsbezirken und in den Schulen Kenntnis der ungarischen Sprache Grundbedingung der Anstellung ist, und die deutschen Sachsen in Sieben-



bürgen hart bedrängt werden. Noch leidenschaftlicher wogt der Kampf in Böhmen, wo ein alter Groll gegen die Deutschen, noch von den Zeiten des Huf her, den Tschechen innewohnt. Eine verblendete Regierung fördert unter dem Vorwand der Gleichberechtigung und der Versöhnung der verschiedenen Völker dieses Streben und die Adligen und Großgrundbesitzer sammt den sonstigen Feinden Deutschlands reichen sich die Hände, um das selbstbewußte und freiheitsliebende Deutschtum niederzuhalten. An der italienischen Grenze in Südtirol und Krain regen sich die Welschen, um den kleinen Ansiedelungen ihre Sprache aufzudrängen und die alten deutschen Erinnerungen auszulöschen. Vieles ist schon verloren, aber noch mehr kann gerettet werden, wenn die Deutschen allerwärts sich aufmachen, um den bedrängten Stammesbrüdern zu Hilfe zu eilen. Der Kampf ist wesentlich ein Kampf um die Schule, ob blos welsch und tschechisch und ungarisch oder ob auch deutsch gelehrt werden solle. Zu diesem Zwecke traten im Juli 1880 patriotische Männer in Wien zusammen, welche beschlossen, den Deutschen in Oesterreich Hilfe zu bringen, die in Gefahr stehen, ihrer Nationalität unter Italienern, Slovenen, Tschechen und Polen verlustig zu gehen. Nach fünfjährigem Bestehen zählt derselbe gegen 100 000 Mitglieder, die 1029 Ortsgruppen angehören. Nur wenige deutsche Städte und Dörfer gibt es in Oesterreich diesseits der Leitha, in denen keine Ortsgruppenthätigkeit ist; in einzelnen Bauerndörfern sind alle Haus- und Hofbesitzer Mitglieder des deutsch-österreichischen Schulvereins, die Einnahmen betragen jetzt gegen 300 000 Mk., die hauptsächlich für Schulzwecke verwendet werden. So hat der Verein in Böhmen, Mähren und Schlesien seit 1881 errichtet 31 neue Schulen, die trotz der wüsten Hezerei durch die Tschechen vortrefflich gedeihen; für die vorschulpflichtigen Kinder werden Kindergärten errichtet, da alles darauf ankommt, daß die deutsche Sprache erhalten, und die Kinderwelt frühe damit vertraut gemacht wird.

Aber auch außerhalb Oesterreichs begann sich das Interesse für die bedrängten Deutschen zu regen. Um dieselbe Zeit traten in Mittel- und Süddeutschland und weiter in Norddeutschland eine Anzahl patriotischer Männer zusammen, die denselben Zweck verfolgten. Der allgemeine deutsche Schulverein, dessen Vorort Berlin ist, will die deutschen außerhalb des Reiches dem Deutschtum erhalten und sie nach Kräften in ihren Bestrebungen, deutsch zu bleiben oder wieder zu werden, unterstützen. Er thut das durch Errichtung deutscher Schulen und Bibliotheken, Verbreitung passender Bücher und Schriften, Anstellung und

Besoldung von Lehrern. Der deutsche Verein geht aber noch weiter. Er kommt zwar in erster Linie den Deutschen in Oesterreich-Ungarn zu Hilfe; aber er will überall, wo Deutsche sich niedergelassen haben, in Rußland, in Brasilien, in Australien, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mithelfen, daß sie vor Entdeutschung bewahrt bleiben. Durch alle deutschen Lande sind Ortsgruppen zerstreut, für Baden ist Mannheim der Vorort, dann sind Heidelberg, Karlsruhe, Baden, Offenburg, Freiburg sehr thätig, der jährliche Beitrag ist 2—3 Mark; in allen diesen Städten sind die Männer leicht zu erfragen, die diese patriotische Sache in die Hand genommen haben. Der Verein ist unabhängig von allen religiösen, politischen oder konfessionellen Strömungen. Alles, was deutsch fühlt und deutsch denkt, möchte er umfassen. Leider ist die Zahl der Mitglieder im deutschen Reiche noch verschwindend klein; nicht einmal 20 000, welche kaum 40 000 Mark im Jahr zusammenbringen. Das sollte anders werden: Die Mitgliederzahl könnte das Zehnfache, ja Hundertfache sein. Das ganze deutsche Volk müßte sich an den Arbeiten des deutschen Schulvereins betheiligen. Das Ziel ist erhaben. Jetzt, wo Deutschlands Feinde sich allenthalben verschwören, deutsche Kultur zu verlächern und mit Füßen zu treten, ist es heilige Pflicht jedes Patrioten, den auswärtigen Stammesbrüdern, die deutsch bleiben wollen, in ihrer Bedrängnis die Hand zu bieten. Auch an dein Herz, an deinen vaterländischen Sinn wendet sich vertrauensvoll der Hausfreund. Der Vereine gibt es viele, die Segen stiften, aber der edelsten einer ist der deutsche Schulverein.

### Zwacker und Zwißer.

Es ist schon eine geraume Reihe von Jahren her, da lebten in einer größeren süddeutschen Stadt zwei alte Herren, die, obgleich dicke gute Freunde, sich gelegentlich allerlei Schabernack anthaten.

Beide waren gelehrte Häuser und hatten's im Leben ziemlich weit gebracht. Dr. Zwacker war Obergerichtsanwalt, ein tüchtiger Jurist, der besonders bei schwierigen Prozessen ein vielbegehrter Mann war. Seine Klienten setzten das größte Vertrauen in seine Geschicklichkeit, wußten aber auch, daß er sich seine Dienstleistungen gehörig bezahlen ließ.

Sein Freund, Hofrath Dr. Zwißer, war ein berühmter Chirurg, der in weite Ferne geholt wurde, und von dem die Sage ging, er habe als Operateur das scharfe Auge eines Ablers, die zarte Hand eines Mädchens und den unerschütterlichen Muth eines Löwen. Aber auch Zwißer



that nichts umsonst — bei ihm war es nicht einmal der Tod.

Wie gesagt, beide Herren waren langjährige Freunde, kannten recht gut ihre Schwächen und jeder neckte den andern, wo er konnte. Da sie sich einander gegenüber wohnten, ging fast kein Tag vorbei, an welchem sie sich nicht sahen, und regelmäßig am Abende trafen sie sich im goldenen Engel und tranken ihr Fläschchen Affenthaler, wobei die komischen Käuze gewöhnlich mit einander rampelten — Disput sei die Würze des Lebens — meinten sie. Nachher, wenn der Kampf zu Ende, war die Freundschaft um so fester.

Eines Morgens nun saß Dr. Zwacker in seinem Bureau, als einer seiner Schreiber einen Hofbauer anmeldete, der einen verwickelten Wasserprozeß hatte, den der Doktor führte.

„Lassen Sie ihn herein, sonst kommt der Kerl alle Markt-tage“, sagte brummig der Anwalt.

Nun war es gerade an jenem Tage ein fürchterliches Regenwetter und der Bauer, dessen geschmierte Stiefel voller Roth waren, brachte eine ganze Sündfluth in das Zimmer. Von seinem blauen Mantel liefen wahre Bäche auf den Boden und dabei verbreiteten die nassen Wollkleider einen Geruch, wie er auf einer Wachtstube zu herrschen pflegt.

„Grüß Gott au“, jagte der Bauer, indem er den Hut abnahm, „i möcht' nume au luege, wie's mit mi'm Prozeß schtoht.“

Dem alten Advokaten war während dessen ein guter Gedanke gekommen, — das war was für seinen Freund Zwacker, der seinen Parquetboden wie ein Heiligthum behandelte.

„Ja Mann — mit dem steht's gut. Es fehlt jetzt nur noch das Gutachten der Wasser- und Straßenbauinspektion. Da ist es gerade recht, daß Ihr hier seid, so könnt' Ihr selbst zum Herrn Inspektor gehen. Aber — aber laßt Euch vorher sauber machen, der Herr Inspektor kann schmutzige Leute für's Leben nicht leiden. Rock bürst'n, Stiefel putzen — vor Allem aber laßt Euch rasiren, Ihr habt ja einen Bart wie ein

Stachelschwein. Geht nur gleich da hinüber — seht dort, da wohnt ein Barbier. Gleich unten links die erste Thüre, da geht Ihr hinein und richtet einen Gruß von mir aus. Der Alte soll Euch sauber rasiren und dann Rock und Stiefel putzen. Dann könnt' Ihr gleich zum Herrn Inspektor gehen.“

Der Bauer machte sich sofort auf den Weg und trat ohne anzuklopfen in das elegante Zimmer des Hofraths, bei dem gerade eine vornehme Dame zur Consultation war.

„G'un Tag bisamme — Ihr solle mi glei rasire — i kann nit lang warte, hören Er!“

„Was —“ schrie blau vor Aerger der kleine Hofrath, „wa — was soll ich!“

„No, rasire, — Ihr sinn jo en Barttrager, — dann könnener au e Bürste hole und mir d'

Hose un d' Stiefel e wengele putze. Mach'e nur vorwärts, der Herr Doktor Zwacker hat mi g'schickt. I soll üch au grüße, het er g'feit!“

„Naus, nichts wie 'naus“, brüllte in höchster Wuth der Hofrath und schob den erschrockenen Bauer aus der Thüre. —

„O der Zwacker, der Rechtsverdreh'er, der Höllehund ist noch mein Tod. — Na warte — Ferkelstcher, Du sollst es bühen!“ Als sie aber Abends im Engel

beim Schöpplein saßen, that der schlaue Hofrath gar nicht dergleichen, als habe er sich geärgert, und als der Dr. Zwacker, mit den Augen blinzeln, fragte, ob er heute keinen eigenthümlichen Besuch gehabt, sagte er gleichgiltig lächelnd:

„Ach ja, es war so ein dummer Bauer da, der rasirt sein wollte, da hat wahrscheinlich irgend ein Schafskopf einen schlechten Witz gemacht. Ich schmiß den Lümmel gleich hinaus, er kam gar nicht bis in's Zimmer.“

„So, so“, sprach Zwacker und dachte, stell' Dich nur so, es ärgert Dich doch, Zwickerle!“

Wieder einmal war der Hofrath in dem Empfangszimmer mit dem Parquetboden, als ein reicher Müller vom Walde bei ihm eintrat, dessen Kopf so geschwollen war, daß man meinen sollte, er trage einen Mehlsack zwischen den Schultern.



„G'un Tag bisamme, Ihr solle mi glei rasire, i kann nit lang warte, hören Er!“



Der Arzt untersuchte ihn genau, fand aber nichts Bedenkliches, und als der Müller eingestand, daß er im Dufel an den Thürpfosten gerannt und mit dem geschwollenen Kopfe in der zugigen Mühle hantirt hatte, eigentlich auch nur zu ihm komme, weil er gerade in der Stadt war, da nahm der Hofrath eine Priese aus der goldenen Dose, knipste den Deckel zu, und sagte mit ernster Miene:

„Ja Müller, das ist doch nicht so ohne, — hm, hm — da müssen wir gleich dazu thun und zwar rasch. Seht Ihr da drüben das Haus, — ja — gut, da geht unten gleich rechts in die Thüre, wo mit großen Buchstaben Dr. Zwacker daran steht. Der Dr. Zwacker ist der größte Schröpfer hier. An den richtet eine Empfehlung von mir aus — er soll Euch schröpfen. Sagt ihm aber ja, daß er der größte Schröpfer sei, er hört's gerne und thut's dann gleich.“

Der geängstigte Müller ging gleich hinüber, richtete seinen Auftrag aus und vergaß auch „den größten“ Schröpfer nicht.

Da Dr. Zwacker gerade den Besuch des Gerichtspräsidenten und zweier Collegen auf seinem Bureau hatte,

die alle bei der Anrede des Müllers in ein schallendes Gelächter ausbrachen, kann man sich die Wuth des Advokaten denken — er war überzeugt, am Abende wußte es die ganze Stadt.

Als nun die beiden kuriosen Freunde Abends beim Affenthaler im Engel saßen und der Hofrath dem Doktor pfiffig lächelnd eine Priese bot, sagte dieser, indem er in die Dose langte:

„Hofrätzle, Hofrätzle, jetzt wollen wir uns gegenseitig eine Zeit lang in Ruhe lassen und die andern Leute ärgern. Meint Ihr nicht?“

„Mir auch recht“, sagte der Hofrath und lachend stießen die alten Schweden mit einander an.

### Gaustülotten in Schwaben.

Im schönen Schwabenländchen herrscht bekanntlich die Sitte, am Tage nach einer Hochzeit eine „Nachhochzeit“ zu halten, d. h. die Hochzeitsgäste versammeln sich nochmals zu einem vergnügten Mahl, oder sie machen auch wohl — wenn es die Jahreszeit und die Witterung erlauben — einen gemeinsamen Ausflug in ein Städtchen oder ein Dorf der Umgegend, und da gehts dann gewöhnlich hoch her, so daß häufig nicht alle Festgäste Abends wieder mitheinfahren, sondern genöthigt sind, in dem Gasthause, wo die „Nachhochzeit“ gefeiert wurde, zu übernachten — der freundliche Leser merkt wohl ohne nähere Erklärung warum und weshalb. Item: eine solche fidele Hochzeitsgesellschaft feierte im Juli

des vorigen Jahres in dem reizend am Neckar Städtchen G. . . . . Nachhochzeit. Es war ein arg heißer Tag und der Durst der biedereren Schwaben darum groß. Das Glück — oder besser gesagt vielleicht das Unglück — wollte, daß der Kronenwirth einen delikaten „Elsfinger“ — bekanntlich ein Weinchen, nach dem man „elf Finger“ lecken



Grüß Gott, und der Dr. Zwacker läßt Euch grüße, weil Ihr der größte Schröpfer seid —

würde, wenn man so viel hätte an den Händen — im Keller hatte und die Folge davon war, daß Abends, als die Zeit der Heimfahrt gekommen war, das Fäßchen des Wirthes leer, ein Theil seiner Gäste aber — in einem Zustande war, daß diese wegen totaler „Eisenbahnunfähigkeit“ zurückgelassen werden mußten. Man spedirte sie zu Bette, hing, wie dies in großen Hotels — und die Krone in G. . . . . ist ein solches — üblich ist, ihre Kleidungsstücke vor die Thüren ihrer Stuben, beglich die nicht geringe Zeche und fuhr vergnügt wieder heim.

Nun wollte es aber nochmals das Unglück, daß in eben jener Nacht zwei Gauner in der Krone Wohnung genommen hatten. Dies kann ja in den besten Gastwirthschaften vorkommen,



denn der Wirth kann keinem Gaste am Gesichte ansehen, ob er ehrlich oder ein Spitzbube ist, und manchmal haben zudem die allergrößten Spitzbuben die allerehrlichsten Gesichter. Dies ist dann ein Glück für die betreffenden Herren Gauner, aber ein Unglück für andere ehrliche Leute und dies war es auch diesmal für die zurückgebliebenen „Nachhochzeitler“ und für den Kronenwirth. Als nämlich am nächstfolgenden Morgen bei ersteren die Folgen des Elfingers versflohen waren — beim Kronenwirth freilich nicht, denn der hatte sie wohlgezählt in seiner Kasse verwahrt — als die Hochzeitsgäste erwachten und „noch ganz durchgeistigt“ zwar, sonst aber wohl und munter anfangen Toilette zu machen, da schellte einer nach dem andern den Hausknecht herbei u. verlangte Kleider und Stiefel von ihm, die — wie sich alle dunkel erinnerten — Abends zuvor vor die Thüren an die dort befindlichen Hacken gehängt resp. gestellt worden waren. Aber der wackere Hausknecht hatte für alle dieselbe Antwort: er hätte keinerlei Kleidungsstücke vor der Thüre vorgefunden, also auch keine gereinigt — der Herr müsse wohl vergessen haben, dieselben herauszuhängen. Daraufhin durchsuchte natürlich jeder der Herren seine Stube, aber nirgends waren die vermischten Kleider zu finden.

Dies war nun eine mißliche, höchst unangenehme Geschichte für die betreffenden Herren. Sie recapitulirten bei sich die Vorgänge des gestrigen Tages und erinnerten sich nach und nach ganz genau, in Gesellschaft von Damen in's Hotel gekommen zu sein — aller Wahrscheinlichkeit nach hatten sie demnach doch Hosen und Stiefel angehabt. Wo waren nun diese hingekommen?

Erst glaubte Jeder an einen Scherz, den ihm sein Stubennachbar gespielt habe, aber auf die diesbezüglichen Nachforschungen ergab sich, daß der Nachbar ebensosehr „Barfüßler“ und „Sanzfülotte“ war, wie der Anfragende selbst. Da

endlich wurde den Herren, die sich nach und nach mit langen Gesichtern zusammenfanden, klar, daß sie die Opfer eines Spitzbuben geworden und — ihrer Kleider während der Nacht beraubt worden waren. Aber sie ließen sich darum nicht auch um ihren Humor bringen — der „Elfinger“ äußerte hierin eine vortreffliche Nachwirkung — sondern sie beschlossen im Gegentheil in ihrer kreuzfidelten Stimmung alsbald, ihr „Pech“ zu einer lustigen Schnurre auszubeuten und angethan mit ihrer Kleider spärlichen Ueberresten, sich zum Kronenwirth zu verfügen und von ihm „Bedeckung ihrer Blößen“ zu verlangen. Wie sie gingen und standen, in feierlichem Gänsemarsche, Einer hinter dem Andern, wanderten sie über Gänge und Treppen durch die Reihen der lachenden Hotel-



Einer hinter dem Andern, wanderten sie hinab in's erste Stockwerk und traten „unbehost und ungestiefelt“ vor des Hauses Herrn.

bediensteten hinab in's erste Stockwerk und traten „unbehost und ungestiefelt“ vor des Hauses Herrn, um ihm das widerfahrene Mißgeschick zu klagen und um Abhilfe des Mißstandes zu bitten. Der Wirth erschrack zuerst nicht wenig über dies fatale Vorkommniß, das leicht geeignet war, den guten Ruf seines Hotels zu schädigen; dann aber ließ auch er sich den Humor nicht verderben, sondern öffnete zunächst Kisten und Kasten und versah diejenigen seiner Gäste, die mit ihm selbst von ungefähr gleichem „Kaliber“ waren, mit Kleidungsstücken aus seiner eigenen Garderobe für die „schlankeren“ ließ er solche bei Freunden von ähnlichem Wuchse. Nach Beforgung dieses Nothwendigsten aber eilte er hinüber nach dem Bahnhofe und erkundigte sich am Schalter, wohin zwei „Künstler“, welche bei ihm abgestiegen und mit dem Frühzug abgereist waren, Billete genommen hatten. Und glücklicherweise erinnerte sich der Schalterbeamte nach der Beschreibung der beiden Reisenden genau und wußte, daß sie sich nach Ulm gewendet hatten, wahrscheinlich in der Absicht, dort ihre „Kunstfertigkeit“ weiter zu verwerthen. Der Kronenwirth sandte daher ein

Tele  
um  
ging  
stellte  
ein  
ten  
zu e  
und  
bei  
eing  
allg  
einl  
der  
fäm  
ihne  
liche  
sein  
hast  
ließ  
freu  
noch  
bes  
Grt  
mit  
Kör  
Z  
auf  
lud  
ste  
l  
To  
dig  
de  
ein  
„d  
un  
füll  
ger  
zu  
pa  
der  
ih  
„d  
zu  
da  
un  
fei  
W  
„E  
fre  
der  
lee  
30



Telegramm an die dortigen Behörden und bat um Verhaftung der beiden Langfinger. Dann ging er beruhigt in sein Hotel zurück und gesellte sich zu seinen Gästen, die inzwischen bei einem solennen Frühstück mit einer „neuentdeckten“ Efinger-Quelle sich von dem gehabten Schrecken zu erholen suchten. Wieder ging's dabei hoch her und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre nochmals bei Einzelnen — eine gelinde Eisenbahnunfähigkeit eingetreten. Den höchsten Grad aber erreichte die allgemeine Heiterkeit, als ein amtliches Telegramm einlief, welches die glücklich erfolgte Verhaftung der Gauner meldete mit dem Beifügen, daß die sämtlichen gestohlenen Kleidungsstücke sich bei ihnen vorgefunden hätten. Jetzt, „weil kein häßlicher Fleck an seiner Krone haften blieb,“ ließ der erfreute Wirth noch ein halbes Duzend Extrafaschen mit silbernen Köpfen „zum Zuspitzen“ auffahren u. lud seine Gäste in einem launigen Toaste zu baldigem Wiederkommen ein, obgleich „die Krone“ und „Sanskülotten“ eigentlich nicht zusammenpaßten. Jedenfalls wolle er dann dafür sorgen, daß man ihnen nicht wieder „die Hosen abziehe“ oder „die Stiefel entfremden“ werde. Einer frohen Zuversicht aber gebe er sich dabei jedenfalls hin: daß seine im unverkümmerten Besitze von Hosen und Stiefeln verbliebenen Gäste die letzteren keinesfalls dazu mißbrauchen würden, um — den Wein hineinzuschütten.

Lachend versprachen ihm dies die lustigen „Sanskülotten wider Willen“ und gaben ihrem freundlichen Wirth gleich einen Beweis davon, indem sie „auf sein und der Krone Wohl“ die Gläser leerten. Dann gingen sie zur Bahn und fuhren heim.

Einige Tage später erhielten sie die „abgezogenen“ Hosen, Röcke und Stiefel wieder.

### Bismarck am Feierkasten.

Es wird viel geschrieben über einfache Hofhaltung und inniges Familienleben des jetzigen Kaisers Wilhelm II. Einen Beweis dafür liefert nachstehende allerliebste Geschichte. Der Kanzler erschien eines Tages in Potsdam, um sich zum Vortrage bei Sr. Majestät zu begeben. Während er gemeldet wurde, trat er in die angelehnte Thür eines Nebenzimmers, aus welchem ihm fröhliche Kinderstimmen entgegenschallten. Es war das Spielzimmer der kaiserlichen Kinder, und der Kanzler sah mit Freude, wie der Kronprinz einen Feierkasten drehte, nach dessen Klängen die beiden jüngern Prinzen zu tanzen versuchten. Kaum wurden die letztern der großen Gestalt des Fürsten Bismarck ansichtig, als Prinz Citel Friedrich auf ihn zukam und ihn anredete: „Bitte, bitte Fürst Bismarck, tanz einmal mit uns.“ Lächelnd wehrte der Fürst den stürmischen Knaben ab und sagte: „Kind, dazu bin ich zu alt, das Tanzen geht nicht mehr; aber wenn

der Kronprinz mittanzen will, dann will ich so lange die Orgel drehen.“ Der Vorschlag wurde mit Jubel aufgenommen, Fürst Bismarck drehte den Feierkasten im Schweiß seines Angesichts, und die drei Prinzen tanzten lustig drauf los. Da öffnete sich plötzlich die Thür und herein tritt der Kaiser Wilhelm, das seltsame Bild mit Staunen und Rührung betrachtend.

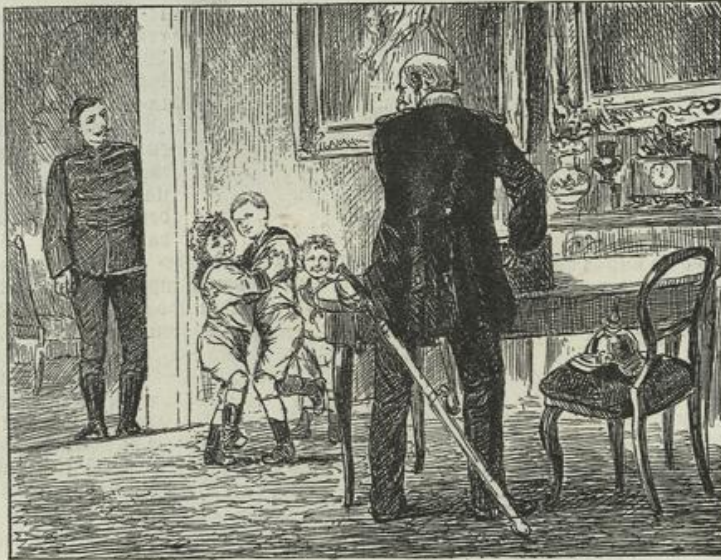
„Bravo! rief er lachend, das ist liebenswürdig von Ihnen,

Fürst. Solch vornehmer Musikant wird meinen Söhnen kaum mehr zum Tanze spielen. Aber, lieber Fürst — und dabei erhob der Kaiser scherzhaft drohend den Zeigefinger — Sie fangen bei Zeiten an, den künftigen Thronerben nach Ihrer Weise tanzen zu lehren. Das ist ja schon die vierte Generation, der Sie sich widmen.“ Der Fürst lachte und folgte dem voranschreitenden Kaiser in das Vortragszimmer.

### Eine gute Ausrede ist 3 Baken werth.

Sohn (auf einem Spaziergange im Walde dem Vater gesunde Schwämme zeigend): „Kann man die essen, Vater!“

Vater (nach einigem Besinnen und da er sie selber nicht genau kennt: „Ja, essen könnt man sie am Ende schon — aber weißt — sie sind nicht gut.“



Bismarck am Feierkasten.